

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR

**Aibon-
Land der Druiden**



**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Aibon - Land der Druiden

John Sinclair Taschenbuch Nr. 54

von Jason Dark

erschienen am 10.09.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Aibon - Land der Druiden

Ich wusste, dass es Aibon gab. Und ich wusste ferner, dass es für einen Menschen, der dieses geheimnisvolle Land betrat, keine Rückkehr mehr gab. Dennoch musste ich hin. Um meinen Freund Mandra Korab aus den magischen Fesseln zu lösen, brauchte ich die beiden Dolche, die in Aibon verschollen waren. Zum Glück war ich nicht allein. Myxin und der Eiserne Engel wollten mich begleiten. Und so drangen wir ein in das Land ohne Rückkehr...

Die Schwäche traf ihn von einem Augenblick auf den anderen!

Der große, kräftige Mann konnte nichts dagegen tun. Er hatte plötzlich das Gefühl, als wären ihm die Beine unter dem Körper weggezogen worden. Gleichzeitig sah er die Wände auf sich zukommen. Sie schwankten, fielen nach vorn, hielten an, verzerrten sich, so dass aus ihnen Schlangenlinien wurden, um einen Moment später zu verschobenen geometrischen Figuren zusammenzuwachsen, die sich himmelan dehnten, ein Dach bildeten und auf den Mann zustürzten. Er spürte den Schlag, schmeckte Blut auf den Lippen, ertastete unter sich den harten Widerstand und hatte dennoch das Gefühl, in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Bäuchlings lag er auf dem Marmorboden, umgeben von einer Pracht, die man als märchenhaft bezeichnen konnte, die aber dem Gestürzten die Besinnung nicht wiederzurückgab. So blieb er liegen. Sein Atem ging nur stoßweise. Speichel rann aus dem rechten Mundwinkel, floss am Kinn entlang und benetzte als eine kleine Pfütze den Boden. Der Mann lag da, wartete, konnte nicht den kleinen Finger bewegen und wartete auf die Stimmen. Er wusste, dass sie kommen würden. Schon bei den ersten beiden Anfällen war es so gewesen, diesmal waren sie noch früher da, und man konnte sie auch als drängender bezeichnen.

»Deine Zeit ist um, Mandra Korab. Die Rache holt dich ein. Du sollst nie mehr der Besitzer deiner sieben Dolche werden. Zwei vermisst du noch, aber sie werden zu deinem Schicksal. Aus der Planke hat man dich herausholen können, aber das Grauen ist dir auf den Fersen geblieben. Du wirst uns nicht mehr entkommen. Wir vernichten dich...«

Vernichten dich,... vernichten dich...

Mehrere Male wiederholte sich das Echo der Worte in seinem Kopf, aber der Inder konnte dagegen nichts tun. Er lag auf dem kalten Boden und fand nicht einmal die Kraft, aufzustehen.

Er war ein Mensch, der sich allen Problemen gestellt hatte. Nie hatte er aufgegeben, doch dieses bewegungslose Liegen deprimierte ihn sehr, weil er nicht in der Lage war, sich zu wehren. Er war einfach auf die Hilfe anderer angewiesen, und so hart wie diesmal hatte es ihn noch nie erwischt.

Mandra Korab atmete noch immer flach und kurz. Vermischt mit einem Röcheln, einem ab und zu aufklingenden Stöhnen und dem Wissen, in den nächsten Minuten völlig apathisch zu bleiben.

Er hatte von seinem Haus aus in den prächtigen Garten gehen wollen und war schon in der Halle, als der Anfall ihn erwischte. Jetzt lag Mandra Korab wie ein Toter und wurde eingerahmt von zwei prächtigen Säulen, deren Mosaik-Motive Szenen aus der indischen Geschichte und Mythologie zeigten.

Allmählich nur verließ ihn die Kraftlosigkeit. Er stellte fest, dass seine Muskeln wieder Reaktionen zeigten. Die vom Gehirn ausgesandten Befehle nahmen sie wieder auf, und Mandra Korab gelang es zuerst, seine Finger zu bewegen. Einen nach dem anderen krümmte er. Mit den Spitzen glitt er dabei über den glatten Boden, er spürte die Kühle, sie war für ihn auch wieder ein Zeichen der Hoffnung und ein Beweis, dass seine Nerven schon reagierten.

Dennoch musste er sich in Geduld fassen. So blieb Mandra liegen und wartete auf das Kribbeln, das automatisch folgen würde, in seinen Fingern begann, hoch in die Arme stieg und dann den gesamten Körper erfasste, um den Blutkreis anzuregen.

Mandra Korab wusste, dass er zahlreiche Gegner besaß. Unter anderem die Göttin Kali und deren Diener. Aber die Feinde, die hier aus dem Unsichtbaren zuschlugen, waren fast noch schlimmer. Sie entstammten einer anderen, fernen Mythologie, die so gar nichts mit der Herkunft des Inders zu tun hatte. Es waren Druiden! Abtrünnige und gefährliche Priester, die sich in dem geheimnisvollen Land Aibon zusammengefunden hatten, in dem sich auch die letzten der

beiden Dolche befanden, die Mandra unbedingt zurückhaben wollte. Sieben waren es gewesen. Fünf befanden sich in seinem Besitz, doch die letzten beiden waren in Aibon verschollen.

Die Hölle hatte dafür gesorgt, dass Mandras Dolche verstreut wurden. Daraufhin hatte eine gewaltige Hetzjagd begonnen, und nicht allein der Inder hatte sich daran beteiligt, auch seine englischen Freunde, zu denen er John Sinclair, Suko und Bill Conolly zählte.[\[1\]](#) Daran musste er denken. Dass ihm so etwas gelang, gab ihm wieder Mut. Ein Zeichen, dass sein Kreislauf einigermaßen in Ordnung war. Liegenbleiben wollte Mandra nicht. Er war ein Mensch, der es sich nicht einfach machte, der viel forderte, aber selbst noch mehr gab. Und so hätte er auch jede Hilfe abgelehnt. Er zog die Arme an den Körper und legte die Hände flach auf den Boden. Es war die Stützpose, die ihn auch in die Höhe drücken sollte.

In diesem großen Haus, das einmal einem Maharadscha gehört hatte, lebte Mandra nicht allein. Personal umgab ihn, die meisten Diener hatte er noch von seinem Vater übernommen, doch im Augenblick befand sich niemand außer ihm in der großen Halle. Zudem hätte Mandra auch nicht gewollt, dass man ihn in diesem Zustand sah. Da war er sehr eigen. Etappenweise drückte er sich hoch. Zunächst blieb er knien, spürte gleichzeitig den Schwindel, schüttelte den Kopf, erlebte die stechenden Schmerzen hinter seiner Stirn und bewegte sich in den folgenden Sekunden noch vorsichtiger.

Auch wieder intervallweise kam er vollends auf die Beine, der Schwindel erfasste ihn und schleuderte ihn nach vorn. Er hätte ihn wieder umgerissen, wenn es Mandra im letzten Augenblick nicht gelungen wäre, sich an einer Säule abzufangen. An sie gestützt, blieb er stehen, atmete tief und mit offenem Mund, spürte auf seiner Stirn die Kälte des Schweißes. Man hatte ihn aus dem Unsichtbaren heraus fertiggemacht und ihm gleichzeitig seine Grenzen aufgezeigt, die er nicht überschreiten konnte.

Aber er wollte nicht kampflos aufgeben. Mandra Korab gehörte zu den Typen, die sich nichts gefallen ließen und zurückschlügen. So wollte er es auch hier halten. Nur drängte die Zeit gewaltig. Das war der dritte Anfall, der dritte Schlag gewissermaßen, den er überstanden hatte. Und mit jedem Anfall, der ihn erwischte, hatte sich die Härte gesteigert. Den ersten hatte er noch leicht überwinden können, den zweiten schon schwerer, und hier, bei dem letzten und dritten, hatte er das Gefühl gehabt, ins Nirwana zu gleiten, so schlimm war es plötzlich gewesen.

Wo der Inder hinkam, fiel er auf. Ob in seinem eigenen Land oder in der Fremde. Dieser hochgewachsene Mann war einfach nicht zu übersehen. Zumeist trug er noch einen hellen Turban, so dass diese Kopfbedeckung ihn noch größer machte, als er tatsächlich schon war. Er kleidete sich europäisch, den Turban aber behielt er. Siebenmal musste er geschlungen werden, so wie es bei seiner Kaste Brauch war. So kannte man Mandra Korab, so achtete oder verfluchte man ihn, je nachdem, auf welcher Seite die entsprechende Person stand.

Das Lächeln war bitter, das plötzlich über sein kräftiges Männergesicht flog. Wer ihn so hätte sehen können, wäre erschrocken gewesen. Er brauchte nicht in den Spiegel zu schauen, um zu wissen, dass sich seine Hautfarbe verändert hatte. Grau musste sie geworden sein. Wie Asche, und fast fühlte er sich so, als er die ersten Schritte tat, denn seine Beine hatten Mühe, den schweren Körper zu tragen. So ging ein kleines Kind, wenn es Laufen lernte. So zittrig und tastend.

Niemand sah ihn, als er sich von Säule zu Säule bewegte, auf die Treppe zuging, die zu seinen Privaträumen führte und seine Füße dabei über den dichten, wertvollen Teppich schleiften, wo sie lange Gehspuren hinterließen.

Mandra Korab wollte nicht gesehen werden. Und er hatte tatsächlich das Glück, unentdeckt sein Zimmer zu erreichen. Er

bewohnte fast hallenartig große Räume. Dazu gehörten mehrere Bäder, Wohnräume und ein riesiges Arbeitszimmer, das vollgestopft mit Büchern war. Viele davon glichen schon wertvollen Folianten. In ihnen waren die Geheimnisse der indischen Kultur und Entwicklung niedergeschrieben worden. In das Arbeitszimmer wollte er sich zurückziehen, aber zuvor einem der Bäder einen Besuch abstatten.

Mandra hätte dieses große Märchenschloss für sich persönlich nicht benötigt, da es jedoch zu seinem Erbteil zählte, wollte er es nicht veräußern oder aufgeben.

Er war ein Mensch, der sein Geld nicht allein für sich behielt, sondern teilte. Er überwies große Summen an Wohltätigkeitsorganisationen, und seinen Namen trug auch ein Leprakrankenhaus tief im Innern des indischen Subkontinents.

Mandra drückte die Tür zu seinem Privatbad auf. Er schlich wie ein kranker Mann über die Schwelle. Das Bad war sehr groß. Auch die ovale Wanne trug dazu bei. In ihr hätten bequem mehrere Leute Platz gefunden. Gespeist wurde sie durch vier Wasserkräne, die an den verschiedenen Seiten angebracht waren.

Das alles interessierte Mandra Korab nicht. Er wollte sich selbst sehen und feststellen, wie sehr er unter dem dritten Anfall gelitten hatte. Vor der großen Spiegelfront blieb er stehen. Beim ersten Blick schon erschrak er zutiefst. Mandra Korab hatte das Gefühl, als würde ihm ein Gespenst aus der blanken Spiegelfläche entgegenstarren. War er das tatsächlich? Dieser Mann mit den eingefallenen Wangen, der grauen Haut, die im Schein des kalten Lichtes noch ascheartiger wirkte, als sie es tatsächlich war? Er wollte es nicht glauben. Was war aus ihm nur geworden? Nach jedem Anfall war er mehr zusammengesackt, hatte an Energie verloren, und hinzu kam auch der seelische Verfall.

Er besaß einfach nicht mehr die richtige Energie, um gegen den körperlichen Verfall anzukämpfen. Mandra Korab näherte sich auch

seelisch dem Ende. So hart es sich anhörte, es stimmte leider und traf bei ihm voll zu.

Die beiden letzten Dolche konnten ihm zum Verhängnis werden. Das heißt, sie würden es schaffen, ihn in den Tod zu schicken, der sich durch ein vorheriges Siechtum ankündigte.

Mandra drehte einen der Kräne auf, bückte sich und ließ Wasser in seine geöffneten Handflächen rinnen. Er spritzte sich die Flüssigkeit in das Gesicht, fühlte deren Kühle und merkte, dass sich das Wasser auf seiner schweißfeuchten Haut absetzte.

Mit einem Handtuch trocknete er sein Gesicht ab. Er schloss dabei die Augen und musste feststellen, dass der Schwindel leider nicht verschwunden war und er die Bedrohung fühlte, jeden Augenblick fallen zu müssen. Das magische Siechtum hielt ihn bereits in seinen unsichtbaren Klauen und verstärkte das Gefühl der Angst. Es war sonst nicht seine Art, nun aber schleuderte er das benutzte Handtuch in die Ecke und ging auf die zweite Tür des großen Baderaumes zu. Die Kacheln an den Wänden und auf dem Boden zeigten ein Mosaik-Muster. Sie waren klein, schimmerten in einem matten Graublau und stammten aus Europa.

Mandra bereitete jeder Schritt Mühe. Einige Male musste er sich festhalten. Gegen die Schweißausbrüche konnte er ebenfalls nichts unternehmen, und er gestand sich dabei selbst ein, dass ihn der dritte Angriff aus dem Unsichtbaren verdammt mitgenommen hatte. Mandra war nervlich zwar nicht am Ende, aber das berühmte Zittern in beiden Knien kannte er nur zu gut, und es gelang ihm kaum, dieses Gefühl zu überwinden oder abzuschütteln, auch wenn er sich hin und wieder an den Wänden abstützte.

Wenn er sich wieder im Spiegel sah, kam er sich vor wie ein Schatten seiner früheren Jahre. Wie konnte sich ein Mensch nur so schnell verändern, und das ausgerechnet zum Negativen hin. Für Mandra war es unfassbar, und dennoch wusste er Bescheid. Aus

einem fernen, eigentlich nicht sichtbaren Land, einem Gebiet der Legenden, in dem seine Dolche verschollen waren, hatte er diese furchtbare Nachricht erhalten. Die Dolche, auf die er einst so stolz gewesen war, hatten sich nun gegen ihn gestellt.

Gab es Möglichkeiten, dies zu stoppen? Trotz seines Zustandes dachte Mandra Korab darüber nach, und er kam zu dem Entschluss, dass es für ihn eigentlich nur eine Chance gab. Er musste die Waffen zurückhaben!

Als er daran dachte, hatte er die Tür erreicht, lehnte sich gegen sie und begann zu lachen. Er schüttelte noch den Kopf und grinste sogar breit, denn er kannte sich und seine Schwäche. Normalerweise war es überhaupt nicht möglich, dass er die Dolche zurückholte. Nicht in seinem Zustand, der sich ständig verschlimmerte, so dass er mittlerweile schon einer Entkräftung glich.

Wenn jemand die Dolche holen konnte, dann nicht er, sondern andere. Seine Freunde. John Sinclair, zum Beispiel...

Tausende von Meilen entfernt lebte der Geisterjäger. Zudem hatte er einen Job und ganz andere Probleme als Mandra. John konnte nicht so einfach alles liegen-und stehen lassen, aber wenn ein Freund in Not war, würde er nicht nein sagen.

Deshalb entschloss sich der Inder, John Sinclair in den nächsten Minuten anzurufen. Es dauerte leider immer etwas, bis die Leitung stand, aber mit einer Person musste Mandra über den Fall reden!

Er betrat sein Arbeitszimmer. Tatsächlich glich es einer kleinen Halle. An den Wänden reichten die mit Büchern gefüllten Regale bis an die Decke. Leselicht, große Fenster, dicke Teppiche, wuchtige Möbel, ein großer Schreibtisch, eine hohe Glasvitrine mit wertvollen Folianten und Sammlerobjekten einer indischen Bildhauerkunst.

Dafür jedoch hatte der Inder keinen Blick. Er steuerte auf unsicheren Schritten den Schreibtisch an, um sich aufatmend in den

beigefarbenen Ledersessel fallen zu lassen. An diesem Platz blieb er zunächst einmal sitzen. Er spürte auf der Stirn den Schweiß, wischte ihn mit dem Handrücken ab und kam sich erschöpft vor. Durch den offenen Mund holte er Luft. Sein Blick war auf eine Wand gerichtet, die eine hellere Insel inmitten der Regale bildete.

Und dort hingen genau die Gegenstände, um die sich alles drehte. Es waren die Dolche!

Leider nur fünf, zwei fehlten noch. Die beiden Scheiden, in denen sie ihren Platz gefunden hätten, waren leer. Dafür schauten aus den fünf anderen die dunkelroten Griffe der Waffen hervor. Sie standen im farblichen Gegensatz zu den dunklen Klingen, die aus bestem Stahl bestanden und einen matten, dunkelgrauen Glanz zeigten, jetzt allerdings durch das Leder der Scheiden verdeckt wurden. Fünf Dolche! Mandra dachte daran, Welch eine Hetzjagd es gegeben hatte, diese Waffen zurückzubekommen. Mehrere Male hatten sich er und seine Freunde in Lebensgefahr befunden. Durch eine fast übermenschliche Anstrengung war es ihnen dann vergönnt gewesen, die Waffen zu finden.

Leider fehlten zwei...

Mandra beugte sich vor. Er fixierte die Dolche, schaute starr auf die Griffe, hatte die Hände zu Fäusten geballt und spürte auf den Flächen die klebrige Feuchtigkeit. Es war der salzige Schweiß, der sich dort gesammelt hatte. Mandra klappte die Hand auf, schüttelte den Kopf und ließ sich aufatmend in seinen Sessel zurücksinken, wobei er die Augen schloss, weil er hoffte, dass er sich auf diese Art und Weise erholen und entspannen konnte.

Es war still im Arbeitszimmer. Außer Mandras Atem war nichts zu hören. Nicht einmal das Schlagen oder Ticken einer Uhr. Der Inder besaß die richtige Umgebung, damit er sich seiner Entspannung hingeben konnte. Zeit verstrich. Mandra dachte zwar an den Anruf, aber er fand nicht einmal die Kraft, sich vorzubeugen, den Hörer zu

nehmen und zu versuchen, eine Verbindung herzustellen.

Er wollte seine Ruhe haben. Vielleicht auch schlafen, sich erholen und im Unterbewusstsein auf den nächsten gefährlichen Angriff warten. Wie viel Zeit verstrichen war, wusste er nicht zu sagen, jedenfalls vernahm er deutlich ein schleifendes Geräusch. Mandra wunderte sich. Im Normalzustand hätte er viel schneller reagiert, so aber blieb er zunächst regungslos hocken, öffnete zögernd die Augen und schaute nach vorn.

Wiederum fiel sein Blick auf die Dolche! Feuerrot, dunkel und gleichzeitig geheimnisvoll glühten deren Griffe. Vier von ihnen befanden sich in den Gürtelscheiden in einer Höhe. Ein Dolch jedoch steckte nicht mehr in der Scheide. Er hatte sich selbstständig gemacht und war lautlos aus der Scheide gegliitten.

Mandra saß starr hinter dem Schreibtisch. Die Hände lagen flach auf der Platte. Er schaute auf den einen Dolch und schüttelte dabei leicht den Kopf, weil er die Tatsache nicht fassen konnte, dass die Waffe aus eigener Kraft die Scheide verlassen hatte. Magie auch hier... Ohne Grund war dies nicht geschehen, und Mandra, der nach wie vor regungslos saß, vernahm plötzlich die geheimnisvolle Stimme, die er schon kannte.

»Sie gehorchen dir nicht mehr. Sie gehören eigentlich uns. Zwei haben wir schon, die anderen beiden werden wir bekommen...«

Mandra holte tief Luft. »Nein!« flüsterte und ächzte er. »Nein, verdammt, das geht nicht...«

»Doch, wir sind stärker. Wir haben uns entschlossen, die Dolche zu holen...«

»Und wer seid ihr, verdammt?«

»Wir sind Wesen, die dazwischen stehen...«

»Wieso?« Mandra dachte in diesem Augenblick wieder klar und nüchtern. Die letzte Antwort hatte ihn ein wenig aus seiner Lethargie gerissen.

»Vielleicht wirst du es noch erfahren. Vielleicht aber auch nicht. Wesen, die dazwischen stehen und die seit dem Beginn der Zeiten existieren. Denke darüber nach, solange du es noch kannst. Wir übernehmen das Kommando und beginnen mit den Dolchen, von denen wir zwei schon besitzen.«

Mandra dachte über die Worte nach. Er drehte den Kopf und suchte das Innere seiner Bibliothek ab, doch von dem Sprecher war nichts zu sehen. Mandra stand unter Beobachtung, und abermals vernahm er die Stimme, von der er nicht wusste, ob sie weiblich oder männlich war.

»Such nur. Sieh dich nur um. Du wirst uns nicht erkennen können, obwohl wir da sind. Aber wir haben dich. Aibon hat uns geschickt. Aibon ist mächtig - ist unsere Heimat. Ein Land, in dem die Legenden zu einer Wahrheit werden...«

»Was habt ihr denn nur?« rief Mandra stöhnend.

»Wir werden es dir beweisen, Inder. Schau genau zu! Der Dolch, der aus der Scheide gerutscht ist, kann es dir zeigen. Er könnte zu deinem Mörder werden, Inder...«

Mandra hütete sich, über die Worte der unsichtbaren Person auch nur zu lächeln. Er glaubte ihr jedes Wort, denn der Dolch, von dem sie gesprochen hatte, verselbständigte sich. In der Luft drehte er sich herum. Blitzschnell, mit den Augen kaum zu verfolgen, aber Mandra sah, als die Waffe wieder zur Ruhe gekommen war, die Spitze genau auf sich gerichtet.

Für einen Moment stand die Waffe zitternd in der Luft, bevor sie plötzlich Fahrt bekam und wie ein Torpedo, mit der Spitze voran, auf den Inder zuschoss...

Als normal reagierender Mensch wäre Mandra Korab nicht sitzen geblieben, sondern hätte zumindest auszuweichen versucht. Doch er wirkte plötzlich wie ausgezerrt und angeleimt auf seinem Sitz. Jede Waffe hätte die Chance gehabt, in seine Brust zu fahren, und für eine

ihm schrecklich lang vorkommende Sekunde sah es auch so aus, als würde ihn die Klinge aufspießen.

Sie wurde vor seinen Augen größer, verlor nicht an Geschwindigkeit, kippte aber plötzlich ab und raste nach unten. Mit einem dumpfen Laut hieb sie in die Schreibtischplatte, und zwar genau zwischen den Händen des Inders. Leicht vibrierend blieb sie dort stecken, und auch der rote Griff bewegte sich zitternd, als würde er unter Stromstößen stehen. Mandra schaute auf die Waffe. Sie war ihm plötzlich so fremd, als würde sie nicht ihm gehören, sondern einem anderen. Mandra fürchtete sich zwar nicht davor, aber er konnte sich mit dem Schicksal des Dolchs nicht abfinden.

Vergeblich lauschte er auf die Stimme des Unsichtbaren. Er meldete sich nicht mehr, war aber noch im Raum, denn Mandra vernahm abermals das leichte Schleifen.

Er blickte nach vorn und bekam mit, wie der zweite Dolch aus der Scheide stieg. Vorsichtig, als würde er von spitzen Fingern gezogen. Er jedoch blieb nicht in der Luft stehen, sondern bewegte sich weiter, schlug einen Kreis und befand sich plötzlich in der Luft, wobei er schräg auf Mandra zuraste, auch die Schreibtischplatte traf und dort zitternd stecken blieb.

Gleichzeitig hatte auch der dritte Dolch seinen Weg aus der Scheide gefunden. Auch er fand seinen Weg zu Mandras Schreibtisch. Ebenfalls der vierte und der fünfte Dolch. Mandra Korab war jedesmal zusammengezuckt, wenn er die Einschläge der Waffe vernahm, und er hatte stets damit gerechnet, von einer Waffe getroffen zu werden, wobei er selbst nichts dagegen hatte unternehmen können. Er irrte sich. Die Dolche hatten ihm nur beweisen wollen, dass sie nicht mehr unter seiner Kontrolle standen und es Kräften aus dem unsichtbaren Reich Aibon gelungen war, in die normale Welt und auch in die des Inders Einzug zu halten.

Alle fünf Dolche hatten die Scheiden verlassen und steckten im

Schreibtisch. Auch das Vibrieren und Nachzittern hatte aufgehört, so still wie Pfosten standen die Waffen im wertvollen Holz des Schreibtischs und wirkten auf Mandra wie ein System der Überwachung. Nur allmählich konnte er wieder einen klaren Gedanken fassen. Er schaute sich die fünf Waffen der Reihe nach an und stellte fest, dass sie sich nicht verändert hatten.

Nach wie vor schimmerten die Klingen schwarz, nach wie vor zeigten die Griffe ihre dunkelrote Farbe, und doch fand der Inder etwas heraus, das ihn misstrauisch machte.

Trotz seines Zustandes fiel es ihm auf, denn er sah, dass die Waffen eine bestimmte Formation eingenommen hatten. Sie bildeten ein Fünfeck.

Zunächst glaubte Mandra an einen Zufall, er schaute genauer hin und maß mit seinen Blicken die Entfernungen zwischen den einzelnen Klingen. Die schienen identisch zu sein.

Der Inder wunderte sich. Er spürte, dass ihn die Lethargie verlassen hatte und wieder neue Kraft in seinen Körper strömte. Dass er erkannt hatte, in welch einem Verhältnis die Dolche zueinander standen, konnte er schon als ein Erfolgserlebnis bezeichnen.

Genau wollte er es wissen, öffnete eine Lade und holte ein Lineal hervor. Es war ziemlich lang, seine Hände zitterten, als er es nur an einem Ende anfasste und damit begann, die Strecke genau nachzumessen. Das erste Augenmaß hatte ihn nicht getäuscht. Die Distanz zwischen den einzelnen Dolchen war tatsächlich identisch. Sie wichen um keinen Zoll ab. Tief atmete der Inder durch. Ihm war klar, dass dies etwas zu bedeuten haben musste. Vielleicht wollte man ihm einen Hinweis geben, aber damit hatte er die beiden restlichen Dolche noch nicht gefunden. Sie waren einfach zu gut versteckt, lagen in einem Land, das für menschliche Augen nicht sichtbar war und als Paradies der Druiden bezeichnet wurde.

Aibon, das grüne Land. Dort flossen angeblich Milch und Honig. Ein Gebiet, von dem auch die Menschen immer wieder im Laufe ihrer Geschichte geträumt hatten.

Doch auch Aibon besaß zwei Seiten. Gut und Böse. Wie überall. Bisher hatte Mandra nicht viel mit diesem Gebiet zu tun gehabt. Was er darüber wusste, kannte er nicht aus eigener Anschauung, es war ihm von seinen englischen Freunden bei den äußerst knappen Besuchen berichtet worden, und plötzlich sah er sich selbst innerhalb eines Strudels, der ihn nach Aibon hineinzuziehen schien. Mandra befand sich in einem fremden Land, in einer anderen Mythologie. Was hatte er mit Aibon zu tun? Nichts, er kannte keine Verbindung von Indien zu diesem grünen Paradies. Fragen und Rätsel... Der Inder kannte seine Kräfte. Er wusste aber auch über seine Grenzen Bescheid, und obwohl er sich wieder besser fühlte, war ihm längst klargeworden, dass er ohne fremde Hilfe nicht auskommen konnte. Zwischen zwei im Schreibtisch steckenden Dolchen musste er hindurchgreifen, um an den Telefonhörer zu gelangen. Er hob ab, wählte die Vermittlung und meldete ein Gespräch nach London an...

Von meinem Gegner sah ich nicht viel. Nur zwei hochgerissene Fäuste, die in Boxhandschuhen steckten. Darüber ein kugelförmiger Kopfschutz, der meinen Sparringspartner schützen sollte. Dann kam der Angriff. Schnell, geschickt, raketenartig. So jedenfalls hatte ich das Gefühl. Die Fäuste schienen sich von den Armen gelöst zu haben, ich spürte sie einen Moment später auf meinem Körper, den sie mit einem wahren Trommelfeuer an Schlägen eindeckten.

Links, rechts, Kopf, Brust, die Treffer schüttelten mich durch. Ich wankte zurück und konnte mich nur schwer halten. Trotzdem versuchte ich zu kontern, doch meine Attacken waren viel zu durchsichtig. Der Gegner wehrte sie nahezu lässig ab.

Ich hatte das Nachsehen, duckte mich, entging so einigen Treffern

und bekam im Hochkommen einen Hammerschlag gegen die rechte Seite. Mir dröhnte es in den Ohren. Zum Glück nahm der Kopfschutz dem Treffer den größten Teil der Wucht, aber es gelang mir nicht mehr, die Standfestigkeit zu erreichen, die ich benötigte, um auf den Beinen zu bleiben. Ich fiel in die Seile.

Bei einem normalen Kampf hätte ich jetzt den endgültigen Treffer kassiert und mich auf den Brettern wiedergefunden, mein Gegner aber grinste breit und tänzelte zurück. Er sah dabei lustig aus, kam mir vor wie eine Kasperfigur, aber mir war nicht nach Lachen zumute, denn ich hatte den Kampf glatt verloren, war ausgeknockt worden. Eigentlich keine Schande, denn ich hatte gegen einen Champion gekämpft. Dieser Mensch gehörte auch in die englische Boxstaffel und hatte dort schon zahlreiche Erfolge errungen.

»Aus!« hörte ich die Stimme des Kampfrichters. »Mr. Sinclair, das war nicht gut.«

Ja, das wusste ich selbst. Blaue Flecken würden zurückbleiben. Wenn ich Luft holte, spürte ich ein Stechen in der Brust, aber sonst war noch alles dran. Ich löste den Kopfschutz, ließ ihn zu Boden sinken und legte meine ausgebreiteten Arme auf die obere Seilbespannung des Boxrings. So ruhte ich mich aus.

Gelenkig sprang mein Sparringspartner aus dem Ring. Ihm hatte der kurze Kampf nichts gemacht, er atmete kaum schneller, während ich nach Luft rang.

Ich hörte Schritte. Am Klang erkannte ich, wer dort durch die Trainingshalle ging. Es war Sir James Powell, mein Chef. Ausgerechnet er hatte meine Niederlage mit ansehen müssen. Da ich ihn gut kannte, würde er mit spöttischen Kommentaren nicht hinter dem Berg halten. So war es auch. Dicht am Ring blieb er stehen und meinte: »Sie haben wohl zuviel geraucht, John?«

»Nein, Sir. Mein Gegner war besser.«

»Das war deutlich zu sehen. Oder werden Sie alt?«

»Dann säße ich auf Ihrem Posten.«

Mein Chef lachte nur. »Waren Sie eigentlich immer so schlecht im Boxen, John?«

»Das kam stets auf den Gegner an.«

»Welchen wollen Sie denn haben?«

»Sie, Sir.«

Der Alte verstand an diesem Tag keinen Spaß. »Machen Sie sich nicht lächerlich, verdammt!«

»Dann würde ich doch gewinnen.«

»Eigentlich sollten Sie üben. Ihr Freund Suko hat diesen Teil besser überstanden.«

»Dafür habe ich den ersten Platz in der Beamtenprüfung erreicht.«

»Wie das?«

»Kennen Sie die Beamtenprüfung nicht, Sir? Sie schauen zwei Stunden aus dem offenen Fenster und denken an nichts. Das ist doch etwas - oder?«

»Hätte nie gedacht, dass von Ihnen diese alten Kalauer kommen.«

»Lieber ein alter Kalauer als ein alter Pariser.« Da hatte ich natürlich wieder voll ins Schwarze getroffen. Sir James räusperte sich nur, dann ging er weg.

Wahrscheinlich war er sauer, aber darum wollte ich mich nicht kümmern. Ich hatte sowieso keine Lust, dieses blöde Training hinter mich zu bringen. Da hatte man schon einen Tag Pause, und dann kam so etwas auf einen zu. Widerlich.

Leider ist es das Los eines jeden Polizeibeamten, sich für so etwas zur Verfügung zu stellen, daran konnte ich auch nichts ändern. Zum Glück brauchte ich nicht ins Gelände.

Ich schlich in die Ringecke, wo mein Handtuch lag. Wie ein alter Profiboxer hängte ich es mir über die Schulter und kletterte aus dem Ring. Von meinem Sparringspartner war nichts mehr zu sehen, der stand sicherlich unter der Dusche.

Auch ich schlug den Weg zu den Duschräumen ein. Ich kannte den Durchzug in dem schmalen Gang hinter der Trainingshalle und hatte mir sicherheitshalber einen Bademantel übergezogen. Verschwitzt konnte man sich einfach zu leicht erkälten.

Dieser Gang mit den grau gestrichenen Wänden wirkte irgendwie deprimierend. Wenn man einen Kampf verloren hatte, so wie ich, war es noch schlimmer. Rechts und links führten die Türen zu den Saunen, den Massageräumen und den Folterkammern, wie wir immer sagten. Andere nannten sie Fitnesszimmer. Ich blieb fit bei meinen Einsätzen, da wollte ich nicht noch zwischendurch dicke Hanteln stemmen. Hinter einer Tür vernahm ich ein Stöhnen. Da hatten sie einen in der Mangel. Ich stellte mir vor, dass es mein Chef war und musste grinsen. Sofort hob sich auch meine Laune.

Auch die Tür zu den Duschräumen zeigte eine graue Farbe. Zwischen Sauna und Duschanlage gab es ebenfalls eine Verbindung, die allerdings geschlossen war. Ich betrat den Raum, der schon einer kleinen Halle glich. Links befand sich das Schwimmbecken. Auf den Wellen spiegelte sich das Licht einer starken Lampe, die ihren kalten Schein von der Decke nach unten schickte.

Ich wandte mich nach rechts. Dort befanden sich die Kabinen. Nicht offen, sondern mit Türen versehen. Hinter einer hörte ich das Rauschen des Duschwassers. Dort spülte sich mein Sparringspartner den Schweiß vom Körper. Ich nahm die Dusche daneben. Meinen Bademantel hängte ich an den Haken an der Türinnenseite, zog Hemd Und Hose aus und stieg in die Dusche. An der Mischbatterie stellte ich die richtige Temperatur ein und ließ zunächst einmal heißes Wasser über meinen Körper sprühen. Schon bald entstand Dampf. In dicken Schwaden zog er vom Boden hoch, umspielte meine Beine, erreichte die Hüften und hüllte mich fast ganz ein.

Das Wasser war ziemlich heiß. Es kochte zwar nicht, aber meine Haut wurde allmählich rot. Ich hielt es so lange aus, bis ich mich

regelrecht aufgepumpt fühlte und griff dann zur Seife, die in einer kleinen Schale lag. Die Dusche stellte ich ab.

Von oben bis unten seifte ich mich ein. Dicker Schaum bedeckte meinen Körper. Auch die Haare ließ ich nicht aus, das Gesicht ebenfalls nicht, und erst als ich zu frieren anfing, stellte ich die Dusche wieder ein. Genau unter dem breiten Strahl baute ich mich auf und ließ das Wasser auf meinen Körper prasseln.

Diesmal längst nicht so heiß. In einer angenehmen Temperatur spülten die einzelnen Strahlen den inzwischen fest gewordenen Schaum nach unten, wo er gurgelnd und sich drehend im Abfluss verschwand. Allmählich ging ich mit der Temperatur zurück. Das Wasser wurde kälter, bis es eine Temperatur erreichte, die mich an den berühmten Eiskeller erinnerte, in den wir immer als Schüler beim Schwimmunterricht hatten hineingehen müssen.

Hier tat ich es freiwillig, und bei mir zog sich alles zusammen, als ich die Strahlen spürte, von denen mich jeder einzelne an ein Eiskristall erinnerte. Ich zitterte mit mir selbst um die Wette. Kalte Schauer rannen über meinen Rücken, die Gänsehaut wollte überhaupt nicht mehr verschwinden, und ich machte mich ganz klein.

Meinen Blick richtete ich dabei dem Boden entgegen, dann auf die Trennwand zur nächsten Kabine, hinter der mein Sparringspartner geduscht hatte. Von ihm hörte ich nichts mehr. Wahrscheinlich hatten er den Raum schon längst verlassen. Außerdem überdeckte das Geräusch meiner eigenen Dusche auch alle anderen.

Dafür sah ich es. Es war ein Rinsal, das durch den Raum zwischen Duschwand und dem gefliesten Boden sickerte. Dünn wie zwei Finger. Die Farbe gefiel mir nicht. Sie war rot.

Eine Mischung aus dunkel und hell. Eigentlich wie Blut... Ich spürte, wie sich meine Kehle zuzog und ich unwillkürlich an die Duschszene in Hitchcocks Meisterwerk ›Psycho‹ dachte. Da war eine Frau in der Dusche umgebracht worden, und das Wasser hatte

das Blut in den Ausguss gespült.

Hier rann der Streifen in meine Kabine.

Ohne es bewusst zu merken, hatte ich die Dusche abgestellt. Das Rauschen war verstummt. Letzte Wasserreste verschwanden glücksend im Abfluss. Ansonsten war es still.

Ich stieg aus der erhöht stehenden Wanne und benötigte nur einen Schritt, um das Rinnsal zu erreichen. Davor ging ich in die Knie, punkte meine rechte Zeigefingerspitze in die Flüssigkeit, schaute sie mir an, rieb sie mit dem Daumen auf der Haut und war mir plötzlich sicher. In meine Kabine floss Blut! Menschenblut!

Ich reagierte nicht sofort, blieb bei meiner hockenden Haltung und musste zunächst einmal den Schock verdauen, der so plötzlich über mich gekommen war.

Der Druck in meinem Magen hatte zugenommen, auch der Kloß war dicker geworden, und ein Frösteln rann über meinen nackten Rücken, das sich zu einer Gänsehaut der Furcht verdichtete. Nur langsam begann mein Denkapparat wieder zu funktionieren. Ich kniete mich auf den Boden und schaute durch den Zwischenraum, um mehr erkennen zu können. Nur ein Bein sah ich. Besonders auffällig war dabei der Fuß. Er drehte mir seine Sohle zu, und neben ihm rann der feine rote Streifen vorbei. Mein Sparringspartner war ein Farbiger. An der dunkleren Hautfarbe erkannte ich, dass es sich tatsächlich um diesen Mann handeln musste, der wahrscheinlich tot nebenan in der Dusche lag.

Ich schnellte hoch. Den Schreck hatte ich verdaut, denn ich war es gewohnt, mit Dingen konfrontiert zu werden, die einen normalen Menschen manchmal um den Verstand brachten. Wie ein Wilder riss ich die Tür der Dusche auf, wäre fast auf den glatten Fliesen noch ausgerutscht und griff nach meiner Boxerhose, um sie mir überzustreifen.

Mein nächster Griff galt der zweiten Duschtür. Wuchtig öffnete ich

sie, blieb allerdings auf der Schwelle stehen, um mir die grauenhafte Bescherung anzuschauen. Mein Sparringspartner lebte nicht mehr!

Verkrümmt lag er vor der Duschwanne, ein Bein angezogen, das andere halb ausgestreckt. Ich konnte auch seine Brust erkennen. Dort hatte ihn ein Stich getroffen, eine große Wunde hinterlassen, aus der das Blut sickerte und sich einen Weg in die Nachbarkabine gebahnt hatte. Es war furchtbar.

Ich wischte über meine Stirn und fragte mich, wer ein Motiv gehabt haben könnte, diesen Mann zu töten. Vor allen Dingen musste sein Mörder von uns allen unbemerkt das Gelände und auch die Räume dieses Trainingscamps betreten haben, um so grausam zuschlagen zu können.

Oder war dieser Mord nur ein Versehen gewesen? Hatte die Tat nicht ihm, sondern mir gegolten? Diese Vermutung war nicht mal so abwegig, wie sie sich vielleicht im ersten Moment anhörte. Als ich mich schnell umdrehte, erkannte ich, dass ich allein im Duschraum war. Die Chance, den Mörder zu finden, war gleich Null. Er hatte sich eine günstige Gelegenheit ausgesucht und war zu seinem Opfer geeilt, als nebenan die Dusche rauschte. Dennoch wollte ich alles versuchen. Sechs Kabinen gab es. Sie lagen allesamt nebeneinander, und ich riss jede Tür auf, um in die Duschen zu schauen. Eines hatten sie gemeinsam. Sie waren leer. Ich ließ sie offen und wollte in meine Kabine zurück, um mir den Bademantel überzustreifen.

Auf halbem Weg passierte es.

Zuerst war es nur das grünliche Flimmern dicht unter der Decke. Es sah so aus, als hätte sich dort, aus dem Nichts kommend, eine farbige Nebelwolke etabliert, die sofort nach ihrem Erscheinen die Form änderte und den Dolch ausspie, den ich augenblicklich als Mordwaffe identifizierte.

Ein blutroter Griff, eine schwarze Klinge. So etwas gab es auf der Welt nur einmal. Diese Waffe gehörte Mandra Korab, und sie musste

eine von denen sein, die mein indisches Freund verzweifelt suchte... Sieben Dolche hatte er besessen. Luzifer war es gelungen, sie fortzuschleudern. Fünf hatten wir gefunden, zwei fehlten noch. Im Lande Aibon waren sie verschollen, das wusste ich inzwischen, doch nun sah ich die Waffe hier in dieser normalen Welt, die Spitze wies schräg auf mich.

Ich wusste jetzt, wie mein farbiger Sparringspartner ums Leben gekommen war, denn auf die gleiche Art und Weise sollte auch ich ins Jenseits befördert werden.

Ein Dolch, dessen Griff von keiner Hand umklammert wurde, der allein reagierte oder zumindest den Anschein gab, es zu tun. Ich war mir sicher, dass er aus dem Unsichtbaren heraus magisch geleitet und auf sein jeweiliges Ziel gerichtet wurde.

Ich ging zurück. Vor der Dusche legt man bekanntlich alles ab, so hatte auch ich mein Kreuz nicht umhängen. Es lag in der Kabine auf der Kleidung und durch den Gang von mir entfernt, denn die Umkleideräume befanden sich auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs. Seit meiner Entdeckung des Dolchs war eine andere Atmosphäre entstanden. Nicht mehr so kalt, so nüchtern. Die mich umgebende Luft hatte sich aufgeladen, und ich spürte förmlich, wie mein nackter Rücken von einer fremden Magie gestreift wurde, so dass sie die Gänsehaut verdichtete.

Die Lippen hatte ich fest zusammengepresst und atmete nur noch durch die Nase. Meine Augen fraßen sich an der schwarzen Waffenklinge fest, und über ihr bildete sich allmählich wieder die hauchzarte und grünlich schimmernde Wolke.

Grün war in unserer Zeit bekanntlich ›in‹. Und Aibon, aus dem die Wolke sicherlich stammte, konnte man auch als Land der grünen Magie bezeichnen. Nur hüttete ich mich, es zu unterschätzen, denn auch dieses angebliche Paradies besaß gefährliche Tücken, wie ich leider am eigenen Leibe schon hatte erfahren müssen.

Ich war sehr vorsichtig bei meinem Rückzug und passierte auch die Türen der Duschkabinen. Jeden Schritt meiner nackten Füße hörte ich auf den Fliesen. Zum Glück war ich an den Sohlen bereits trocken, so dass die Gefahr des Ausrutschens verminder wurde. Auch galt mein Blick der Tür. Ich musste sie erreichen, um im Gang zu verschwinden. Dann könnte ich zu meinem Kreuz eilen und es dem Dolch entgegenhalten.

Im Prinzip dienten die Waffen dem Guten. Seit sie sich jedoch in den Händen des Höllenfürsten befanden, konnte ich davon nicht mehr ausgehen und verhielt mich dementsprechend vorsichtig. Gern hätte ich jetzt mit Mandra Korab gesprochen, dem eigentlichen Besitzer der Waffen, aber der befand sich leider zu weit weg, er lebte in Indien. Ich kauerte am Boden und wusste hinter mir den kleinen Pool, in dem sich die Saunagäste nach ihrem Schwitzbad abkühlten.

Aus der Wolke formte sich eine Hand.

Es war für mich faszinierend, diesem Vorgang zuzuschauen, denn die Hand konnte man als feinstofflich, durchsichtig und auch gespenstisch bezeichnen. Ihre fünf Finger legten sich um den Griff, dessen blutrote Farbe dabei nicht verdeckt wurde und durchschimmerte. Ein wahrlich schauriger Anblick, der mir da geboten wurde. Ich dachte darüber nach, wem die Hand wohl gehörte. Wahrscheinlich einem Wesen aus Aibon, das zusammen mit der Waffe den Weg in die normale Welt gefunden hatte.

Plötzlich kam sie. Nichts hatte darauf hingedeutet, aber mit einer fast irren Geschwindigkeit setzte sie sich in Bewegung, jagte direkt auf mich zu und hätte mir, wäre ich stehen geblieben, schräg von oben nach unten die Brust aufgeschlitzt.

Beim Boxen hatte ich verloren. Dort fehlte es mir an der Technik, aber Reaktionsschnelligkeit besaß ich schon. Mit einem pantherhaften Satz schnellte ich zur Seite, prallte noch auf den harten Boden, überschlug mich und landete im Pool.

Erst als es über mir zusammenschlug, wurde mir dies direkt bewusst. Ich tauchte sofort unter, blieb auch unter Wasser, hielt die Augen weit aufgerissen und sah vor mir das im Grün der Kacheln schimmernde und tanzende Wasser.

Mein Ziel war der Rand des Beckens. Schnell schwamm ich darauf zu und schlug schon mit den ausgestreckten Armen an, als ich wieder auftauchte. Sofort drehte ich mich herum.

Der Dolch war noch da! Über mir und auf dem Pool schwebte er kreisend, drehte regelrechte Spiralen und befand sich dabei auf dem Weg nach unten, der Wasserfläche entgegen.

Wieder schoss der Dolch auf mich zu. Zum Glück war er nicht schneller als eine Kugel, sonst hätte ich wohl nicht ausweichen können. Diesmal ging ich bewusst ein höheres Risiko ein und drehte mich erst zur Seite, als die Waffe bereits dicht vor mir erschienen war. An meiner rechten Hüfte raste sie zusammen mit der bleichen Hand vorbei, und die Dolchspitze hieb schräg gegen den Stein der Beckenumrandung. Ich hörte noch das schleifende Geräusch und setzte alles auf eine Karte, indem ich mich wieder drehte und blitzschnell zugriff.

Ob ich es selbst gewollt hatte, wusste ich nicht, wahrscheinlich war es mir antrainiert worden. Ich hatte in diesem Augenblick auch nicht mehr daran gedacht, es mit einem magischen Phänomen zu tun zu haben. Irgendwie spürte ich sofort einen Widerstand, als ich den Griff umklammerte, aber er war weich und schien zwischen meinen Händen zu zerfließen.

Dann kam der Rückstoß. Es war kein Schlag, obwohl ich ihn als solchen empfand. Mein Arm machte sich plötzlich selbstständig. Etwas durchlief ihn mit rasender Geschwindigkeit, riss ihn ohne mein Zutun in die Höhe und schleuderte ihn wieder zurück, so dass er hinter meinem Rücken auf die Fliesen hämmerte. Das war nicht alles. Die unheimliche Kraft begnügte sich leider nicht mit meinem

Arm, der gesamte Körper wurde in Mitleidenschaft gezogen. Ich bog den Rücken durch, drehte mich zur Seite, hinter mir befand sich wieder das Wasser, und dann schrie ich mörderisch.

Etwas katapultierte mich in die Höhe. Als ich aus dem Wasser raste, hatte ich das Gefühl, noch in der Luft Schläge zu kassieren. Sekunden später fiel ich wieder zurück. Mit dem Rücken prallte ich auf der harten Fläche auf.

Das Messer und die Hand waren wieder frei. Sie sah ich als letzte, bevor ich wie ein Stein auf den Pool zuraste...

Glenda Perkins kam frisch wie der junge Frühling in das Büro, lächelte und staunte, als sie Suko hinter dem Schreibtisch sitzen sah, wobei er sogar noch die Beine ausgestreckt und auf die Platte gelegt hatte. Dabei umspielte ein zufriedenes Grinsen seine Lippen.

»Was ist das denn?« fragte Glenda.

»Das siehst du doch.«

»Sicher, klar...« Die dunkelhaarige Sekretärin nickte erstaunt und zupfte dabei ihre weiße Pumpbluse mit dem Graffiti-Muster zurecht. »So habe ich dich aber noch nie sitzen sehen. Das ist ja schon ein Liegen. Schäm dich.«

»Weshalb?«

Glendas weiches Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an. »Ein Beamter Ihrer Majestät hat sich im Dienst so zu benehmen, als müsste er jeden Augenblick damit rechnen, dass die Queen sein Büro betritt, um sich von seinem Arbeitseifer zu überzeugen.«

»Du bist ja schon gekommen.«

»Bin ich die Queen?«

»Wäre nicht schlecht.«

»Dann würde ich hier nicht arbeiten.« Glenda hielt die Post in der Hand und warf sie auf den Schreibtisch, den sich Suko und sein Freund John Sinclair teilten. »Das ist gekommen.«

»Und?«

»Nichts und. Öffne die Briefe.«

Suko winkte ab. »Ich habe einfach keine Lust. Schau mal aus dem Fenster. Draußen scheint die Sonne...«

»Ist das ein Grund für dich, die Füße hochzulegen?«

Der Inspektor lachte. »Ja, aber es gibt auch einen zweiten, meine liebe Glenda.«

»Und welchen?«

»Setz dich auf Johns Platz, dann erzähle ich ihn dir.«

Glenda schüttelte zwar den Kopf, kam aber Sukos Aufforderung nach.

»Also meine Liebe, die Sache ist die. Ich freue mich, dass ich hier sein kann und nicht zu schwitzen brauche wie mein lieber Freund John Sinclair. Wenn ich die Zeiten richtig im Kopf habe, wird er bald in den Ring steigen und gegen Joe den Panther kämpfen. Der ist tatsächlich schnell wie ein Raubtier und hat einen Dampf in den Fäusten, der dir das Gehirn durcheinanderschüttelt. Alles klar?«

»Ja.«

»Dann weißt du nun, weshalb ich es mir so bequem gemacht habe und mich wohl fühle. Zudem ist der Alte sogar gefahren, um John zuzuschauen. Ich habe es bereits hinter mir. Mich hat man gestern durch die Mangel genommen.«

Glendas Blicke bekamen die Strenge einer Ehefrau. »Weißt du, was du bist, Suko?«

»Nein, aber du wirst es mir sagen.«

»Darauf kannst du dich verlassen. Du bist ein widerlicher Sadist. Der arme John wird durchgewalkt, getestet...«

»Und wer hatte gestern mit mir Mitleid?« fragte der Chinesen.

Glenda wedelte mit der Hand. »John nicht. Der hat darüber jedenfalls nicht gesprochen.«

»Gelobt sei, was hart macht. Aber ich sehe schon, mit dir kann man

nicht reden.« Suko drehte sich ächzend und schwang die Beine zurück. Er verengte die Augen, denn durch die Bewegung schien auch die Sonne in sein Gesicht.

Glenda stand wieder auf. »Das werde ich ihm sagen, wenn er zurückkommt. Dann kündigt er dir die Freundschaft.«

»Petze.«

Sie rauschte zur Tür, blieb noch einmal stehen und streckte Suko die Zunge heraus, der eine Antwort geben wollte, aber durch das Klingeln des Telefons daran gehindert wurde und schnell den Hörer abnahm.

»Ja?«

Nichts war zu verstehen. Nur ein Rauschen in der Leitung, als hätte jemand die Brandung aufgenommen, um sie jetzt vom Band ablaufen zu lassen. Suko fasste nach. Er sprach jetzt lauter, da er an einen Spaß nicht glaubte.

»Ja, hier Mandra.«

Man konnte den Inspektor nicht so leicht überraschen, in diesem Moment zeigte er sich perplex, zwinkerte ein paar Mal mit den Augen und atmete tief durch. »Verstehst du mich, Suko?« Jetzt klang die Stimme besser, auch das Rauschen schwoll ab.

»Mandra, bist du es?«

»Natürlich.«

»Und du rufst aus Indien an?«

»Aus meinem Haus.«

»Was ist denn passiert?«

»Ist John in der Nähe?«

»Nein, der ist überhaupt nicht im Büro, du musst dich schon mit mir begnügen.«

»Gut, Suko«, klang es sofort zurück. »Hör genau zu, denn ich habe nicht viel Zeit!«

Der Inspektor bekam einen knappen Bericht, der es in sich hatte.

Mandra sprach von den rätselhaften Angriffen auf ihn und von seiner Schwäche, die immer stärker zunahm, je mehr Zeit verging. Er war kaum noch in der Lage, sein Haus zu verlassen, und die fünf Dolche standen permanent unter einem fremden Einfluss.

Selbstverständlich hatte Suko Fragen. »Und du bist sicher, dass dieser Einfluss auf Aibon zurückgeht?«

»Völlig.«

»Wieso?«

»Man hat es mir gesagt. Da war die Stimme. Mit den Dolchen geschieht etwas. Sie haben ihr Gefängnis freiwillig verlassen. Dieser Anruf soll auch eine Warnung sein, Suko. Ihr habt mir damals geholfen, nach den Dolchen zu suchen und wart daran beteiligt, dass sie auch gefunden wurden. Ich gehe davon aus, dass auch ihr nicht verschont werdet. Da hat sich ein unsichtbarer Kreis gebildet, der sich allmählich über uns schließt...«

Mandras Stimme war bei den letzten Worten immer leiser geworden. Suko wusste nicht, ob es an der Leitung lag oder an der Schwäche des Inders. Suko hoffte auf die Leitung und rief noch einmal den Namen des Freundes.

»Mandra, melde dich. Mandra!«

»Ich bin noch dran.«

»Geht es dir...?«

»Suko, versucht, die Dolche zu finden. Ich bin hier wie ein Gefangener in meinem eigenen Haus und sieche dahin. Deshalb bitte ich dich, dass du dich um den Fall kümmерst. Verständige John! Er muss nach Aibon, ihr müsst nach Aibon...«

Schluß. Nur noch das Rauschen war für einen kurzen Moment zu hören. Dann verstummte auch dieses Geräusch. Suko legte den Hörer wieder auf. Glenda stieß die Tür auf. »Was war denn los? Du hast so laut gerufen!«

»Mandra rief an.«

»Ehrlich? Was wollte er denn?«

Suko winkte ab. »Das erzähle ich dir später. Ich muss John erreichen. Hast du die Telefonnummer des Trainingscamps?«

»Ja.«

»Dann her damit.« Nichts mehr war von Sukos Lethargie oder Entspannung zu spüren. Er wusste genau, dass Aibon ein brandheißes Eisen war. Erst vor kurzem hatte diese geheimnisvolle Druidenwelt voll zugeschlagen. Die Bluthand aus dem jenseits war Suko noch in sehr schlechter Erinnerung. Ihr wäre es fast gelungen, John Sinclair und Miriam di Carlo zu zerquetschen.

Der Inspektor bekam die Nummer, rief an und ahnte nicht, welche Folgen dieser Anruf haben würde.

Er war Hausmeister, Putzmann und Bürobote in einem. Sie nannten ihn nur Tiggy. Früher hatte er mal geboxt, und im Ring war dieser Spitzname erfunden worden. Nun ging Tiggy auf die Sechzig zu und war froh, dass er in diesen Job hatte einsteigen können. So war es ihm gegeben, wenigstens etwas von der alten Ring-Atmosphäre schnuppern zu können.

Die meiste Zeit über hockte Tiggy in seinem Glaskasten nahe beim Eingang. Er diente gleichzeitig als Büro und als Telefonstelle. Auch heute wurde wieder trainiert, und es hatte sich sogar hoher Besuch angesagt. Sir James Powell war gekommen, einer der Chefs von Scotland Yard.

Tiggy, noch sehr obrigkeitshörig, hatte sich nicht getraut, der Trainingsstätte einen Besuch abzustatten, da er nicht wusste, wie ein Mann wie Sir James darauf reagierte. Deshalb hatte er sich die Jacke über seinen noch kräftigen Oberkörper gestreift und blieb in seinem Büro hocken.

Tiggy konnte man seinen Beruf ansehen, Zahlreiche Kämpfe hatten Spuren in seinem Gesicht hinterlassen. So war die Nase wesentlich

flacher geworden als vor der Karriere im Ring. Das linke Ohr hatte an Hörfähigkeit verloren. Und trotz dieser Schäden hätte Tiggy keinen Kampf missen wollen. Tiggy vernahm Schritte. Er drehte den Kopf so, dass er am Schreibtisch sitzen bleiben und schauen konnte, wer sich dem Ausgang näherte.

Es war der Superintendent Sir James Powell. Sofort schoss Tiggy von seinem Stuhl hoch. Er nahm fast Haltung an, doch Sir James warf nicht einmal einen Blick durch die Glasscheibe in das Büroinnere. Kopfschüttelnd und Selbstgespräche führend verließ er das langgestreckte Haus.

Davor stand sein Wagen. Der Fahrer hielt ihm die Tür auf. Sir James stieg ein und ließ sich davon kutschieren.

»Der hat's gut«, murmelte Tiggy, setzte sich und schraubte den Verschluss der Thermosflasche auf. Seine Frau hatte ihm Lindenblütentee gemacht, den er so gerne trank. Zudem sollte er auch sehr gesund sein. In den Verschluss, der gleichzeitig auch als Becher diente, kippte er den Tee und trank ihn in kleinen Schlucken. Wenn die heutigen Trainingsstunden vorbei waren, und das konnte Nachmittag werden, musste er noch aufräumen und auch die Putzfrauen überwachen, die bald eintreffen würden. Die Frauen versuchten sehr oft, sich vor der Arbeit zu drücken. Tiggy achtete stets mit Argusaugen darauf, dass sie das nicht taten. Deshalb nannten die Frauen ihn Sklaventreiber. Tiggy störte sich nicht daran. Wenn ihm jemand einen Job übertrug, gab es bei ihm keine Kompromisse.

Er wollte schon die hausgemachte Sülze auspacken, als sich das Telefon meldete. Tiggy nahm die Hand aus der Tasche und legte sie auf den Hörer.

Mit dem üblichen Spruch meldete er sich, doch der Anrufer ließ ihn nicht ausreden. Er bat darum, John Sinclair sprechen zu können. »Und bitte, holen Sie ihn sofort.«

»Wer sind Sie denn?«

»Inspektor Suko.«

Tiggy nickte heftig. »Natürlich, Sir. Ich werde Mr. Sinclair benachrichtigen. Er müsste bereits unter der Dusche stehen...«

»Das ist mir egal. Und wenn Sie ihn aus dem Bett einer Frau holen, Meister.«

Tiggy war entrüstet. »Sir, so etwas gibt es bei uns nicht.« Kopfschüttelnd stand er auf, verließ das Büro und schritt den langen Gang durch, an dem auch die Duschräume lagen. Nichtsahnend stieß er die Tür nach innen und wollte den Namen des Oberinspektors rufen. Dem Zeitplan nach musste er sich einfach in diesem Raum aufhalten. Was dann folgte, war unbeschreiblich schlimm. Tiggy erlebte die nächsten Szenen, als würde er außerhalb stehen und dennoch die Hauptperson in einem Killerstück sein.

Er sah John Sinclair! Über dessen Körper waren die Wellen des kleinen Pools zusammengeschlagen, und der Geisterjäger sank wie ein Toter dem Grund des Beckens entgegen.

Tiggy verstand es nicht. Er ging einen Schritt, und gleichzeitig verengte sich das Blickfeld. Plötzlich sah er Sinclair nicht mehr, sondern den Gegenstand, der zwischen Wasserfläche und Decke schwebte. Ein Messer. Und eine geisterhaft erscheinende Hand, die sich um den Griff der Klinge geklammert hatte. Sie wies auf die Wasserfläche, doch im nächsten Moment drehte sie sich herum und zeigte plötzlich auf ihn. Tiggy zog die Lippen breit, als wollte er lächeln. Das wurde nicht einmal ein verzerrtes Grinsen, denn die Angst sprang ihn an und stahl sich in seine Augen. Im nächsten Moment veränderte sie sich zu einer grenzenlosen Panik und Todesfurcht.

Das Messer zielte auf ihn. »Neiin...« Tiggy brüllte. Sein letzter Schrei hallte als Echo durch die Schwimmhalle, dann spürte er noch einen dumpfen Schlag in Herzhöhe und zudem den wahnsinnigen,

kam zu beschreibenden Schmerz, der seinen Brustkasten durchtobte. Dass er noch zwei torkelnde, reflexhafte Schritte vorging, bekam er nicht mehr mit. Etwas zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden. Als er aufschlug, war er schon tot...

Und ich sank nach unten!

Ich wäre nicht der erste gewesen, den es in einem Pool erwischt hätte. Es gab genügend Menschen, die darin ertrunken sind, und mich hatte es verdammt hart erwischt. Ich war gelähmt. Diese unheimliche Magie hatte es tatsächlich geschafft, meine körperlichen Reaktionen auf Null zu reduzieren, trotzdem bekam ich mit, was sich um mich tat. Ich sah die gläsern wirkende Wasserwand, das grünliche Schimmern und wusste nicht einmal, ob ich den Mund geschlossen hielt. Ich bekam Kontakt. Im Rücken spürte ich die glatten Fliesen, und das war der Moment, in dem die Lähmung wich.

Wieder war ich voll da und wusste genau, was ich zu tun hatte. Das Messer musste ausgeschaltet werden.

Mit einer gemeinsamen Bewegung von Armen und Beinen stieß ich mich ab, kam hoch und tauchte auf. Das nasse Haar schüttelte ich mir aus der Stirn, drehte den Kopf nach rechts und sah an der Tür den Umriss eines Menschen, der zwei Schritte nach vorn torkelte, bevor er zu Boden fiel. Im letzten Augenblick hatte ich noch das Messer erkannt, das in seiner Brust steckte, dann blieb der Mann auf dem Bauch liegen. Ich stand im Pool, das Wasser reichte mir bis zur Brust, und ich war nicht fähig, mich von der Stelle zu rühren, denn damit hatte ich nicht gerechnet.

Das Fazit war furchtbar, aber leider eine Tatsache. Der Mann hatte mir durch seinen Tod die Chance gegeben, eventuell mein Leben zu retten, denn das Messer steckte nach wie vor in seiner Brust. Das gab mir die Chance! Selten in meinem Leben war ich so schnell aus einem Pool gesprungen. Ich hätte mir fast noch den rechten großen

Zeh umgeknickt.

Über den Toten sprang ich hinweg, jagte weiter, dem Messer warf ich keinen Blick mehr zu, außerdem hätte ich die Leiche erst herumdrehen müssen. Zum Glück war die Tür nicht verschlossen. Ich sprang über die Schwelle in den kalten Gang hinein, wirbelte herum auf die rechte Seite, denn dort ging es auch zu den Umkleidekabinen, wo die langen Spinde standen. In einem davon bewahrte ich meine Kleidung auf. Die Tür drückte ich mit der Schulter nach innen. Ich sprang über die Schwelle und holte den kleinen Schlüssel aus der Gesäßtasche der Boxerhose. Die Tasche war mit einem schmalen Reißverschluss verschlossen. Ihn musste ich aufreißen. Während ich aufschloss, behielt ich die Tür im Auge.

Noch kam das Messer nicht...

Ich riss hastig die Tür auf, sah meine Kleidung und auch das Kreuz, das im oberen Fach lag. An der Kette riss ich es an mich und nahm auch die Beretta mit. Die Tür schlug ich nicht zu. Sofort machte ich mich an den Rückweg. Auf meinem Körper lag die Gänsehaut wie festgeleimt. Nicht allein durch die Kühle verursacht, auch durch die Angst, die mich umklammert hielt. Dieses Messer bereitete mir Furcht. Im Gang kamen mir zwei Männer entgegen. Sie wollten zu den Duschen, sahen ziemlich ausgelaugt aus und starrten mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Ein halbnackter Mann mit einem Kreuz in der einen und einer Pistole in der anderen Hand begegnete einem auch nicht alle Tage.

»Aus dem Weg!« führ ich sie an. »Gehen Sie auf keinen Fall in die Duschräume...!«

Sie verstanden, begriffen aber nicht, ließen trotzdem mich zum Glück durch, und ich konnte mich auch nicht um sie kümmern, weil die Zeit einfach zu sehr drängte.

Den Weg legte ich in einer wahren Rekordzeit zurück, wurde aber vorsichtig, als ich den unmittelbaren Bereich der Duschtür erreichte.

Der Mann lag noch immer am Boden. Erst jetzt erkannte ich ihn. Es war Tiggy, der Aufpasser und Portier.

Mein Blick irrte über den Pool, ich suchte auch die Decke ab, ebenfalls die Winkel des Raumes, doch von der Klinge sah ich nichts. Erst dann bückte ich mich, fasste den schon starr werdenden Körper an und rollte ihn auf die Seite.

Die Wunde in seiner Brust sah so ähnlich aus wie die meines jetzt toten Sparringspartners, aber das Messer steckte nicht mehr im Körper. Es war verschwunden.

Hatte es sich wieder in die andere Welt zurückgezogen? Ich wollte daran nicht so recht glauben, schließlich war es erschienen, um mich aus dem Weg zu räumen. Höchstwahrscheinlich hatte diese Tat rätselhaft bleiben sollen, sonst hätte man nicht die beiden Zeugen ermordet. Ich ging tiefer in die kleine Schwimmhalle hinein. Die Türen der Duschkabinen standen noch immer offen. Hinter einer lag der tote Boxer. Meine Schritte verursachten nur wenig Geräusche. Angespannt bis in den letzten Muskel war ich und immer bereit, sofort zu reagieren. Auch mein aus der linken Faust hervorschauendes Kreuz ließ ich nicht aus dem Blick. Es reagierte nicht. Wenn Druiden-Magie sich in der Nähe zeigte, dann wurde es zumeist von einem grünlichen Film umgeben, der an einigen Stellen ebenso blitzte wie silbriges Licht. Am Rand des Pools verhielt ich meinen Schritt. Der Blick traf jetzt die Wasseroberfläche. Es war nichts zu sehen. Auch nicht auf dem Grund entdeckte ich die Klinge. Sie war tatsächlich verschwunden. Allmählich nur entspannte ich mich und hörte hinter mir einen erstickt klingenden Laut. Als ich mich gedreht hatte, schaute ich in die schreckensbleichen Gesichter beider Männer, die mir auf dem Gang begegnet waren. Auch für sie war es ein Schock, den toten Tiggy zu finden.

»Haben Sie das getan?« wurde ich gefragt.

»Reden Sie keinen Unsinn!« fuhr ich den Sprecher an. »Laufen Sie

ins Büro und alarmieren Sie die Kollegen der Mordkommission.«

»Ja, ja...« Er drehte sich um und lief weg. Ich aber zog mich an.

Nicht nur die Kollegen der Mordkommission kamen an, auch Sukos erschien auf der Bildfläche. Und er berichtete mir von Mandra Korabs Anruf.

Wir hatten uns abseits der anderen hingesetzt, hockten uns gegenüber, und ich schüttelte den Kopf. »Das ist ein Ding. Dann scheint Mandra gespürt zu haben, dass mit seinen letzten beiden Dolchen etwas nicht stimmt.«

»Nicht allein das. Es geht ihm auch schlecht.«

Ich nickte gedankenverloren und presste meine Hände gegen die Stirn. Sukos Stimme hatte sehr ernst geklungen, als er von Mandras »Krankheit« sprach. Aus dem Lande Aibon hatten andere Kräfte zugeschlagen und den Inder voll getroffen.

Es war keine körperliche Gewaltanwendung bei ihm gewesen, sondern ein heimtückischer Anschlag, der ihm seine körperlichen Kräfte raubte und auch seinen seelischen Widerstand brechen würde. Weshalb hatten die beiden Dolche mit dem Inder Kontakt aufgenommen? Darüber konnte ich nur spekulieren. Zudem ging ich davon aus, dass diese Waffen eigentlich auf der Seite des Guten standen, doch die beiden Verschwundenen schienen umgepolt worden zu sein.

Von Aibon? Nein, nicht durch das Land. Vielmehr durch dessen Bewohner, denn in Aibon lebten auch gefährliche Druiden. Abtrünnige Priester, die versuchten, die anderen unter ihre Kontrolle zu bekommen und sie für ihre Pläne einzuspannen.

Ein Beweis dafür war auch das Erscheinen der Bluthand gewesen. Da hatten sich sogar irische Terroristen mit den Kräften des Landes Aibon verbündet und waren durch dessen Magie erstarkt.

»Weißt du, was ich glaube, John?« fragte mich mein Freund.

»Noch nicht.«

»Dass die andere Seite Mandra Korab ans Fell will. Die wollen ihn vernichten, bestrafen, was weiß ich.«

»Für was?« Suko hob die Schultern.

»Mandra hatte mit Aibon nie etwas zu tun gehabt. Wenn es die Diener der Göttin Kali gewesen wären, okay, das hätte ich eingesehen. Aber so...« Ich stockte und schüttelte verwundert den Kopf, weil Suko über dem zwischen uns stehenden Tisch kreisende Bewegungen durchführte.

»Was hat das zu bedeuten?«

»Vielleicht schließt sich der Kreislauf.«

»Meinst du die Druiden und die Totengöttin Kali?«

»Ja.«

»Aahhh...« Ich lehnte mich zurück. »Geh weg, Mensch! Das ist nicht drin. Kali und Aibon. Niemals!«

»Sag niemals nie...«

»Ich heiße auch nicht Sean Connery. Daran kann ich nicht glauben, das ist reine Spekulation.«

»Würde jedoch zusammenpassen, wenn wir daran denken dass die beiden Dolche ebenfalls im Lande Aibon verschwunden sind und sich wahrscheinlich den Gegebenheiten angepasst haben. Sie müssen unter die Kontrolle einer schlimmen Magie geraten sein.«

Ich bewegte die Hand von links nach rechts, als wollte ich einen Schlussstrich ziehen. »Lassen wir dies mal außer acht und wenden wir uns allein Mandra Korab zu. Deinen Berichten habe ich entnommen, dass er gewissermaßen dahinsiecht.«

»Stimmt.«

»Und wie das endet, weißt du auch nicht.«

»Nein.«

»Könnte Mandra sterben?«

Suko hob die Schultern. »Möglich. Wenn er immer Kraft und

Lebensmut verliert, ist das die Folge.«

»Aus diesem Grunde müssen wir etwas tun und dürften überhaupt nicht hier sein.«

»Und was möchtest du als erstes tun?« fragte Suko.

»Die Dolche finden.«

»Toll. Kannst du mir auch sagen, wo wir mit der Suche anfangen sollen?«

Ich nickte. »Das kann ich dir sogar sehr genau sagen. Wir müssen nach Aibon, in das Land ohne Wiederkehr.«

Suko schaute mich an wie ein Arzt seinen Patienten. »Du weißt, was du da gesagt hast?«

»Genau sogar.«

»Es hat keinen Sinn. Auch wenn wir nach Aibon hineinkommen. Der Rückweg ist uns versperrt. Hast du nicht selbst gesagt, es ist das Land ohne Wiederkehr?«

»Stimmt schon. Miriam di Carlo ist aber auch zurückgekehrt.«

»Weil in ihren Adern das Blut der alten Druiden fließt und sie auch gewisse magische Fähigkeiten besitzt.«

Wir saßen da und schwiegen. In der Tat sah alles nicht besonders günstig für uns aus. Die Kraft und die Macht der Druiden hatte es da besser. Sie konnten zuschlagen, aus dem Verborgenen heraus, wie ich es erlebt hatte, und es waren zwei Leichen zurückgeblieben.

»Wenn ich nur wüsste«, murmelte ich, »was hinter dem Ganzen steckt, das uns umkreist.«

Suko hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Es muss aber unmittelbar mit den Dolchen zusammenhängen.«

»Sie agieren von Aibon aus«, murmelte ich.

»Und schlagen zu«, vollendete Suko.

»Ich suche noch immer nach dem Grund. Was könnte die Dolche dazu veranlasst haben, in diese Welt hineinzustößen?«

Darauf wusste Suko auch keine Antwort. Er war es jedoch, der

nach einer Weile des Nachdenkens mit einer Theorie herausrückte.
»Vielleicht steckt Guywano dahinter?«

Ich kannte den Druidenfürst, wusste aber zu wenig über ihn, um Sukos Vermutung bestätigen zu können. »Möglich ist es, wenn auch nicht wahrscheinlich.«

»Und welcher Ansicht bist du?«

»Ich habe noch keine.«

Suko schlug mit der Faust auf den Tisch, der zwischen uns stand.

»Okay, John, dann sieh mal zu, dass du es schaffst, die Grenze zu Aibon hin zu überwinden.«

Ich wusste es nicht und das sagte ich Suko auch.

»Also müssen wir die andere Seite wieder handeln lassen«, meinte der Inspektor.

»Und mit noch mehr Toten rechnen?«

»Hör auf, Mensch!« Die Diskussion hatte mich nicht angetörnt, sondern schon leicht depressiv gemacht. Aibon war einfach zu geheimnisvoll, zu versteckt, um dagegen ankommen zu können. Wir hatten nichts in der Hand, ich wusste nicht einmal genau, welches Geheimnis es zwischen Aibon und dem Dunklen Gral gab.

»Mandra Korab wusste auch nicht mehr, oder?«

»Nein.«

»Vielleicht hat sich etwas ergeben. Ich rufe ihn mal an.«

Suko verzog die Lippen. »Du befindest dich tatsächlich in einer Situation, wo du nach jedem Strohhalm greifst.«

»Stimmt.« Nach dieser Antwort stand ich auf und sprach noch mit den Kollegen von der Mordkommission. Man erklärte mir, dass die beiden Männer durch Messerstiche ums Leben gekommen waren.

»Es müssen sehr breite Klingen gewesen sein«, sagte der Arzt.

»Da haben Sie recht, Doc.« Ich schaute mich um, sah die betretenen Gesichter der Mitarbeiter und fragte: »Brauchen Sie mich noch?«

»Nein«, erwiderte der Chef. »Ich kenne ja Ihre Version.«

Protokollfragen erledigen wir später.«

»Okay, bis dann.« Grüßend hob ich die Hand zum Gruß und verließ das Trainingscamp.

Getrennt fuhren Suko und ich zum Yard. Er auf seiner Harley, ich in meinem Bentley. Die Sorgen, die ich mir um meinen Freund Mandra Korab machte, nahmen von Minute zu Minute zu...

Mehrere tausend Meilen von London entfernt.

Indien. Ein Land voller Gegensätze, ein gewaltiger Subkontinent mit überfüllten Städten, weiten wasserlosen Steppen, dichten Dschungeln, einer unbeschreiblichen Armut, Kastendenken und Sprachunterschiede und einer Stadt am Ganges, die den Namen Kalkutta trägt. Nicht weit davon entfernt lebte Mandra Korab. Ein Mann, mit dem es das Schicksal bisher gut gemeint hatte, doch nun schlug es gnadenlos zu. Der Inder siechte dahin. Sogar das Telefongespräch mit London hatte ihn angestrengt und ihm gleichzeitig die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit aufgezeigt. Von den fünf Dolchen wollte er erst gar nicht reden. Es waren Waffen, die ihm gehörten, jedoch so fremd wirkten, als hätte er sie erst vor wenigen Stunden bekommen. Der Inder wusste, dass ihm die Waffen nicht mehr gehorchten. Sie waren früher stets ein Stück von ihm selbst gewesen, an so etwas war heute nicht mehr zu denken.

Seine Hoffnung hieß John Sinclair. Erreicht hatte Mandra den Geisterjäger nicht, doch das Gespräch mit Suko war auch erfolgreich gewesen. Mandra konnte nur hoffen, dass John einen Weg zu den Dolchen fand. Die sieben gehörten einfach zusammen. Nur gemeinsam waren sie in der Lage, ihre gesamte Kraft zu entfalten. Deshalb durften die restlichen beiden nicht in diesem geheimnisvollen Land Aibon zurückbleiben. Dort gehörten sie überhaupt nicht hin.

Wer leitete die fünf Dolche? Unter welchem Einfluss standen sie?

Wem gehorchten sie?

Mandra selbst besaß keine telekinetischen Kräfte. Er hatte die Dolche durch seine geistige Kraft nicht in Bewegung setzen können. Also musste jemand anderer dahinterstecken.

Am liebsten hätte Mandra sein Arbeitszimmer nicht verlassen. Das ging aber nicht, er musste sich einfach zeigen und dem Personal Anweisungen geben. Deshalb schellte er. Die Klingel befand sich in Griffweite, und rasch erschien einer der Diener. Mandra sah nicht mehr so aus wie noch vor Tagen. Er wirkte grau und niedergeschlagen. Der Diener ließ sich seine Bestürzung nicht anmerken, er verneigte sich vor seinem Herrn und fragte: »Sahib?«

»Bring mir etwas Wasser.«

»Sofort, Sahib.« Er zögerte. Die dunklen Augen des Inders richteten sich auf ihn. »Ist noch etwas?«

»Ja, Sahib.«

»Bitte.«

»Wir machen uns Sorgen, Sahib. Manchmal kann eine Krankheit wie Gift sein. Sie überfällt einen nach dem andern, schließlich hat sie alle angesteckt.«

Mandra lächelte. »Ich freue mich, dass ihr besorgt wegen mir seid. Aber das ist nicht nötig, ich erhole mich schon wieder.«

»Deine Stimme klingt so schwach.«

»Ich fühle mich auch nicht gut.«

»Soll ich nicht lieber einen Arzt holen?«

»Nein, ich komme schon zurecht. Bitte bringe mir nur das Glas Wasser.«

»Natürlich, Sahib.«

Der Diener ließ Mandra zurück. Das Sprechen hatte den Inder angestrengt. Sein Arbeitszimmer kam ihm plötzlich so eng vor. Es wirkte wie ein Gefängnis. Die hohen Regale nahmen schon bedrohende Formen an. Mandra wusste genau, dass eine fremde

Magie Einzug in sein Haus genommen hatte und er dagegen nicht ankam. Auf seinem hochlehnnigen Stuhl drückte er sich zurück. Als er mit der Zunge über die Lippen fuhr, stellte er fest, dass sie trocken waren. So wie bei einem Fieberkranken.

Der Schweiß auf der Stirn fühlte sich kalt an. Manchmal durchtoste Schüttelfrost den Körper des Inders, dann hätte er sich am liebsten in eine dicke Decke gehüllt.

So aber blieb er sitzen. Die Hände flach auf die Schreibtischplatte, den Blick zur Tür gerichtet und auch dorthin, wo die Dolche wieder in den Scheiden steckten. Mandra hatte den Spezialgürtel anfertigen lassen. Er bestand aus weichem Leder und hing wieder an der Wand. Die Griffe schauten wie rote Finger hervor.

Der Diener kehrte zurück. Er hielt das Glas Wasser in der rechten Hand. Auf ein Tablett hatte er verzichtet. Mit einer Verbeugung stellte er das Glas vor Mandra hin. »Wünschst du noch etwas, Sahib? Vielleicht ein wenig Obst?«

»Nein, danke.«

Die Augen des Mannes blickten sehr besorgt. »Sollte etwas sein, Sahib, so klingele bitte nach uns. Wir werden alles tun, was in unseren Kräften steht.«

»Das weiß ich.« Mandra Korab lächelte schwach. »Und dafür danke ich euch auch.«

»Wir machen es gern, Sahib.« Das war so leicht dahingesprochen, doch Mandra wusste genau, dass sein Diener nicht log. Er und die anderen gingen wirklich für ihn durchs Feuer.

Mandra Korab trank das Wasser in bedächtigen Schlucken. Es war kalt und erfrischte ihn. Mandra musste trinken, da er das Gefühl hatte, in seinem Innern würde ein Feuer brennen. Es war einfach das Fieber, das er nicht loswurde.

Wieder beschäftigten sich seine Gedanken mit den Dolchen. Fünf von ihnen hatte er retten können. Zwei waren noch verschwunden. In

einem geheimnisvollen Land befanden sie sich, und niemand wusste, wo dieses Land lag. Auch Mandra hatte es noch nicht gesehen, er kannte nur dessen Namen.

Aibon, sagte man. Aber was war Aibon wirklich? Was hatte es mit den Dolchen zu tun, und welche Kraft sorgte dafür, dass die fünf anderen Dolche sich gegen ihren ehemaligen Besitzer stellten? Mandra wollte einfach nicht glauben, dass es noch so war wie früher. Irgend jemand manipulierte, spielte mit ihnen und zeigte dem Menschen die Hilflosigkeit, die in ihm steckte.

Der Inder leerte das Glas. Er schaute dabei auf das Telefon. Ein Gespräch hatte er mit London geführt. Hatte es noch Sinn, ein weiteres Mal anzurufen? Glauben konnte er es kaum, denn die Freunde konnten ihm nicht helfen. Wenigstens nicht sofort, und das wäre eigentlich nötig gewesen.

Mandra Korab war ein Mensch, der dann noch kämpfte, wenn andere bereits aufgaben. So drückte er sich aus seinem Sessel hoch. Neben dem Schreibtisch blieb er stehen, lehnte sich an das Möbelstück, atmete tief durch und wartete zunächst einmal ab.

Ja, es tat, ihm gut, das zu spüren, das er mit dem Begriff Kraft umschrieb. Sie strömte wieder in seinen Körper zurück. Wenigstens glaubte er daran, doch als er den ersten Schritt nach vorn tat, war die Schwäche wieder da, und diesmal noch stärker.

Seine Knie wurden weich und zitterten. Die Augen trännten, und vom Magen her stieg allmählich ein Kloß in seine Kehle, wo er sich festsetzte, so dass Mandra nicht einmal richtig durchatmen konnte. Das war der reine Terror.

Aus dem Unsichtbaren wurde der Inder attackiert. Nicht allein diese Tatsache machte ihm zu schaffen, er dachte auch daran, dass er seine Gegner nicht einmal kannte.

Aibons Boten. Unheimlich, lautlos. So waren sie eben, wenn sie sich an ihn heranmachten.

Dennoch war es nicht Sinn der Sache, einfach aufzugeben. Mandra musste etwas unternehmen, wenn er auch normalerweise dazu nicht in der Lage gewesen wäre. Sein Gedächtnis hatte durch die seltsame Krankheit nicht gelitten, es arbeitete nach wie vor. Mandras Zustand hing allein mit der Kraft seiner Dolche zusammen. Sie waren es, die ihn beeinflussten, die nicht mehr auf seiner Seite standen. Wahrscheinlich waren die Waffen von ihrer eigenen Vergangenheit eingeholt worden.

Man konnte sie als schwarzmagisch bezeichnen.

Mandra hatte in den letzten Minuten ständig darüber nachgedacht, wie es gewesen war, als er die Dolche gefunden hatte. Das war in einem alten Grabmal gewesen, fern jeglicher Zivilisation, versteckt in den Bergen liegend. Zwei Göttinnen hatten in dem Grabmal gelegen, umgeben von Gold und den Dolchen. Das edle Metall hatte den Inder nicht interessiert. Ihm war es auf die Dolche angekommen, die einmal dem höchsten Gott Wischnu gehört hatten. Also konnten sie nicht schlecht sein, sie mussten zu den Waffen des Lichts gehören, auch wenn der Gott Wischnu sie aus den Armen sterbender Dämonen geformt hatte, wie es die Legende erzählte. Mit den Dolchen hatte Wischnu seinen großen Kampf gegen schwerbewaffnete Feinde aufgenommen. Als er sie nicht mehr benötigte, legte er sie zur Seite, darauf hoffend, dass sie nie von einem Gerechten gefunden würden. Das war geschehen. Nun gehörten sie Mandra, aber sie gehorchten ihm nicht mehr!

Es musste etwas geschehen. So ging es nicht weiter. Und eine Lösung wollte Mandra ebenfalls finden. Dabei würden ihm die Dolche und deren Schriften helfen.

Wenn Mandra noch länger wartete, verschlimmerte sich sein Zustand. Daran musste er denken, als er auf das Regal zuging, um sich das entsprechende Buch aus der Reihe zu suchen. Es stand ungefähr in Augenhöhe, und Mandra wusste auch, in welch einem

Teil des Regals es zu finden war.

Jetzt war es ihm überhaupt nicht recht, dass sein Arbeitszimmer so groß war. Er hatte zu viele Meter zurückzulegen, um das entsprechende Regal zu erreichen.

Auf halber Strecke erwischte es ihn. Es war ein Zittern in seinen Knien, dann ein ungewöhnlicher Druck, der plötzlich nicht mehr auszugleichen war, so dass Mandra erkannte, wie hilflos er letztendlich in seinem eigenen Haus war.

Das Drehen konnte er nicht stoppen. Vor seinen Augen bewegten sich die Wände, die Regale und die Bücher zu einem wirbelnden Kreis. Er selbst hatte das Gefühl, als würde er herumgerissen, doch es war nur der Schwindel.

Mandra stand noch, doch er wankte. Es war fast ein erschreckendes Bild, wie der schwere Körper jeglichen Halt verlor, allmählich nach rechts gedrückt wurde, zur Seite kippte und liegen blieb. Aus, vorbei... Tot war Mandra Korab nicht, obwohl das restliche Blut noch aus seinem Gesicht wisch und er schon wie eine Leiche aussah. Er hatte sich noch auf die Seite drehen können, ein Erfolg war dies auch nicht. So blieb er liegen, spürte unter sich zum Glück den weichen Teppich, schielte nach vorn und konnte trotz seiner schlechten Lage genau dorthin schauen, wo sich seine Dolche befanden.

Noch steckten sie in den Scheiden. Fünf waren es. Und fünf Griffe schauten auch hervor. Rot schimmernd, geheimnisvoll leuchtend, als hätten sie etwas zu verbergen, das sie niemals mehr preisgeben wollten. Mandra hatte sich wieder ein wenig gefangen und formulierte auch die ersten Worte. »Wenn ihr nur reden könntet«, stöhnte er. »Wenn ihr doch nur etwas...« Seine Stimme brach ab. Die Waffen redeten zwar nicht, aber sie handelten.

An eine Sinnestäuschung glaubte der Inder nicht, und er war sich völlig sicher. Irgendwann wollten die Dolche nicht mehr an ihren

Plätzen bleiben. Irgendeine Kraft sorgte dafür, dass sie anfingen, sich zu bewegen und sich langsam aus den Scheiden schoben. Mandra konnte nichts tun. Es war auch keiner da, der ihm half. Selbst wenn es ihm gelungen wäre, seine Diener zu alarmieren, er hätte es nicht getan, weil er die Menschen auf keinen Fall in Gefahr bringen wollte. Die Dolche und ihre Reaktionen gingen nur ihn etwas an. Es waren keine Hände da, die sie aus den Scheiden zogen. Dennoch ließen sie sich nicht stoppen. Schon bald schwebten sie mit den Spitzen über dem Gürtel, und es waren genau die dunklen Klingen, die sich veränderten.

Es begann mit einem heftigen Zittern! Mandra wusste nicht, wieso dies entstanden war und woher es kam. Jedenfalls war es vorhanden, lief durch den Raum, als würden dessen Wände stöhnen und ächzen. Und es erreichte auch die Dolche. Sie gerieten in stärkere Bewegungen, begannen zu schwanken und sonderten gleichzeitig den feinen Nebel ab. Wie ein Sprüh wirkte er, bekam immer mehr Nachschub, bildete die ersten Wolken, die ebenfalls nicht still blieben, sondern ihre Wanderung aufnahmen.

Von fünf verschiedenen Stellen aus rollten sie lautlos aufeinander zu und vereinigten sich über den Waffen zu einer grauweißen Wand, die den Blicken des Inders die Dolche entzog.

Aber es geschah etwas in der Wand. Mandra konnte es leider nicht sehen. Schreckliches musste sich dort abspielen, denn er hörte ein fürchterliches Ächzen und Stöhnen. Es begleitete den unheimlichen Vorgang, bis die Wand so dicht war, dass nicht einmal Umrisse zu erkennen waren.

Mandra ahnte, dass sich die Dolche in der Wolke befanden. Bis zu dem Zeitpunkt, als der Nebel verschwand. Dies ging so schnell, dass Mandra davon überrascht wurde, noch liegen blieb und die Augen weit geöffnet hielt.

Wo waren die Dolche? Er sah sie nicht.

Dafür aber fünf grauenvolle Arme! Und zwischen ihnen die gespenstischen, fürchterlichen Gestalten schrecklicher Wesen...

Selten hatten wir so im Nachteil gestanden, wie in diesem Fall. Es war uns schon oft passiert, dass Gegner in einer anderen Welt oder Dimension steckten. Da hatte es sich zumeist um den versunkenen Kontinent Atlantis gehandelt, und zu ihm und gleichzeitig in seine Vergangenheit gab es Spuren.

Nach Aibon kaum.

Wenn welche existierten, so kannten wir sie leider nicht. Bisher hatten wir einfach zu wenig mit Aibon zu tun gehabt. Und doch musste uns dieses angebliche Paradies der Druiden unter Kontrolle halten, sonst wäre ich wohl nicht angegriffen worden.

Beim Yard angekommen, empfingen uns drei Tatsachen. Erstens Glenda Perkins, zweitens Kaffee und drittens Sir James Powell, unser Chef.

Er wartete gemeinsam mit Glenda in unserem Büro und machte ein Gesicht, als wäre ihm die Suppe verhagelt worden. Auch wir waren nicht dazu aufgelegt, lang und breit zu lächeln, denn zwei Tote lagen mir schwer im Magen.

Sir James sprach mich sofort darauf an.

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber ich konnte daran nichts ändern.«

»Das glaube ich Ihnen. Berichten Sie trotzdem.«

Ich tat es kurz und prägnant. Gleichzeitig musste ich zugeben, dass wir hilflos waren. Sir James, der auf der Schreibtischkante saß, ein recht ungewöhnliches Bild, hob ebenfalls die Schultern. »Da kann ich Ihnen nicht einmal einen Ratschlag geben.«

»Den brauchen wir.«

»Könnten Sie mit Indien etwas anfangen?«

»Möglichlicherweise, Sir. Nur möchte ich es nicht riskieren, den Platz

hier in London zu verlassen. Ich will bleiben, denn der Angriff auf mich ist hier erfolgt.«

»Dann gibt es eine Verbindung zwischen den beiden Kontinenten.«

»Das sehe ich so.«

»Heißt sie Aibon?« fragte Sir James.

»Davon könnte man ausgehen.«

Mein Freund Suko fügte ebenfalls noch etwas hinzu. »Aibon und die beiden letzten Dolche.«

»Ja, das weiß ich.« Sir James rutschte von der Kante. »Weshalb bleiben sie nicht da, wo sie sind? Was hat sie veranlasst, die andere Dimension zu verlassen?«

»Wenn wir das wüssten, wären wir weiter.«

»Könnten Sie nicht etwas über die Todeshand oder diese Bluthand erfahren? Dann ist da noch Miriam di Carlo. Das sind doch Spuren, John.«

»Stimmt. Nur keine konkreten Verbindungen und von uns nicht beeinflussbar«, erwiderte ich.

Sir James nickte. »Möglicherweise. Einen weiteren Plan können Sie demnach nicht haben?«

»Nein.«

»Sie wollen warten?«

»Sicher, Sir. Vielleicht sogar auf einen dritten Angriff dieser beiden Dolche.«

»Wobei die anderen fünf auch nicht mehr so reagieren, wie sie eigentlich sollten,« gab Suko zu bedenken. »Sie scheinen sich gegen Mandra gestellt zu haben.«

»Ich muss ihn sprechen!« sagte ich. Sir James deutete auf das Telefon.

»Bitte, da würde ich gern zuhören.«

Manchmal sitzt der Teufel im Detail. In diesem Fall hockte er in der Telefonleitung. Ich schaffte es einfach nicht, nach Indien

durchzukommen.

»Magie oder Technik?« murmelte Suko.

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich beides.«

»Wollen Sie nicht doch fliegen?« fragte Sir James.

»Und was geschieht hier?«

»Ich bleibe ja in London«, bot sich Suko an.

»Trotzdem. Es ist mir einfach zu riskant.« Ich schüttelte den Kopf.

»Nein, so schwer es mir fällt, ich will und muss hier bleiben. Der Dolch ist nicht umsonst in meinem Dunstkreis erschienen. Die Waffe oder derjenige, der sie führt, hat etwas vor, davon bringt mich einfach niemand mehr ab.«

»Dann bleibt es also bei Ihrer Rolle als Lockvogel?« erkundigte sich Sir James.

»So sehe ich es.«

Mein Chef schaute mich lange an. »Ja, John, ich drücke die Daumen, dass Sie nicht falsch reagiert haben. Versuchen Sie auf jeden Fall weiterhin, Ihren Freund Mandra Korab zu erreichen.«

»Das werde ich, Sir.«

Als der Superintendent verschwunden war, atmete Suko stöhnend aus.

»Das ist ein Hammer«, meinte er.

»Und was für einer.«

»Sollen wir tatsächlich nur warten?«

»Bleibt uns etwas anderes übrig?«

»Kaum.«

»Na bitte.« Meine Antwort hatte schroff geklungen. Ich war innerlich aufgeputscht, sauer, aber das half nichts. Die andere Seite hatte uns zuviel voraus.

Natürlich versuchte ich immer wieder, nach Indien durchzukommen. Mandra Korab erreichte ich nicht. Seine Hausleitung schien gestört zu sein. Welche Einflüsse dahinter

steckten, darüber rätselten wir noch, als es bereits Feierabend war und sich Glenda verabschiedet hatte.

»Bleiben wir noch?« fragte Suko.

»Nein.«

»Ich denke schon lange darüber nach, ob wir etwas durch Shao erreichen können«, murmelte Suko.

»Wieso?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Mir kommt das Fratzengesicht in den Sinn. Dieser Dämon hat schließlich Mandra in seinen Klauen gehabt, und Shao ist ebenfalls tief in den Fall mit hineingezogen worden. Damals wurde Mandra entführt, man steckte ihn in die Schiffsplanke. Vielleicht gibt es da einen Zusammenhang.«

»Den ich nicht erkenne.«

»Es kann ja noch werden.«

Ich musste lachen. »Du greifst auch nach jedem noch so kleinen Strohhalm.«

»So darfst du das nicht sehen. Ich versuche nur, alle Möglichkeiten abzuchecken.«

»Na, ja, vielleicht kommt uns diese gespenstische Hand mit Dolch noch einmal in die Quere.« Ich zog bereits meine Jacke an. Das Wetter war ebenso trübe wie meine Stimmung. Wolken hingen am Himmel. Sehr dick, auch sehr tief. Es sah aus, als würde es bald anfangen zu regnen.

Durch den Londoner Verkehr quälte ich mich. Suko war mit seiner Harley schneller. Als ich vor meiner Wohnungstür stand, wartete er bereits im Flur. »Shao lässt fragen, ob du bei uns mitessen willst?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht. Ich habe keinen Hunger.«

»Verständlich.«

»Mach's gut. Sollte ich mit Mandra Verbindung bekommen, lasse ich es dich wissen.«

»Klar.«

Wir gingen in unsere Wohnungen, wo ich mich in den Sessel fallen ließ und ins Grübeln verfiel. Aibon stellte mich vor immer größere Rätsel. Ich bekam einfach nicht heraus, was es mit diesem geheimnisvollen Druidenreich auf sich hatte. Keine Wiederkehr sollte es aus dem Paradies der Druiden für einen Menschen geben, andererseits konnten die Druiden selbst in unsere Welt einkehren.

Wie ich es auch drehte und wendete, ich bekam keinen roten Faden, an dem ich mich hätte anhängen können.

Es war keine Müdigkeit, die mich überfiel, nur Mattheit, und ich dachte daran, wie es wohl sein würde, einfach einzuschlafen und alles zu vergessen. Ohne es zu bemerken, streckte ich die Beine aus, legte die Füße hoch und dachte daran, dass ich mich in der normalen Welt befand, jedoch eine andere immer mehr von dieser Besitz ergriff. Ich wollte auch mit Indien telefonieren. Komisch, den Vorsatz besaß ich, aber in die Tat umsetzen konnte ich ihn nicht.

Mich überkam die große Müdigkeit. Ein paar Mal hob ich den Arm, wischte über meine Augen, öffnete sie auch, aber ich war einfach nicht in der Lage, länger wach zu bleiben und schlaffte regelrecht ab. Aibon, Mandra Korab, die fünf Dolche, das war alles so weit weg. So unreal, ich kam überhaupt nicht mehr zurecht und hatte das Gefühl, nicht mehr in einem Sessel zu liegen, sondern mich an Bord eines Schiffes zu befinden, das über Wellenberge und Täler hinweg in das Meer der Unendlichkeit fuhr. Grün war es, grün wie Aibon, und der ebenfalls grünlich schimmernde Himmel über uns schien in die Unendlichkeit hineinstoßen zu wollen.

Ich träumte...

Oder war ich wach?

Ein ungewöhnlicher Gesang »streichelte« meine Ohren. Es war ein fernes, feines Klingen, Sphärenmusik, wie ich sie noch nie zuvor vernommen hatte. Geboren in einer für menschliche Hirne nicht erfassbaren Ferne, schwebte die Melodie auf mich zu und lullte mich

weiterhin ein.

Nicht, dass ich mich schlecht gefühlt hätte, im Gegenteil, mir ging es sogar gut. Am Zucken der Mundwinkel stellte ich fest, dass ich sogar lächeln konnte. Es war einfach schön, so zu träumen... Oder vielleicht gefährlich schön? Da gab es das Unterbewusstsein. Bei mir besonders stark ausgeprägt, weil magische Kräfte oft dort ansetzten. Und dieses Unterbewusstsein meldete mir, wie gefährlich es werden könnte, wenn ich mich den Kräften dieser anderen Welt völlig hingab. Sie waren so stark, dass sie mich regelrecht wegschwemmen wollten, so dass ich unter mir überhaupt keinen Widerstand mehr spürte. Meine Umgebung war so anders geworden, so unnatürlich, für mich zählte allein die fremde Traumwelt mit dem Namen Aibon. Ich sah mit offenen Augen hinein in dieses geheimnisvolle Reich, das sich mir geöffnet hatte. Aibon war zum Greifen nahe, nur konnte ich nicht hinein. Noch war es leer, noch schwebte ich gewissermaßen darüber, machte eine Reise mit, die mich hinwegführte über flache Länder, grüne Auen, dichte Wälder. Begleitet wurde ich weiterhin von dieser engelhaften Musik, die mich anscheinend zum Ziel führen wollte.

Träumte oder war ich wach?

An die Dolche dachte ich nicht mehr, dafür sah ich plötzlich eine andere Gestalt. Es war ein Mensch, kein Geist. Das ebenmäßige Gesicht kannte ich. Es wirkte so blass und gleichzeitig sehr ernst, als wollte mir der Mund eine Warnung zuflüstern.

Das Gesicht war von einer lockigen, rötlichen Haarpracht umgeben, die wie ein Schleier im Wind flatterte. Die Augen besaßen eine intensive grüne Farbe. Sie waren voller Sorge auf mich gerichtet. Auf den erklingenden Melodien schien das Wesen zu fliegen, kam immer näher zu mir heran und wurde trotzdem nicht größer.

Ich hatte die Person längst erkannt. Es war Miriam di Carlo, die Frau mit dem Druidenblut in den Adern. Ihr hatte ich vor nicht allzu

langer Zeit das Leben gerettet, als sie von der Bluthand aus dem Jenseits zerquetscht werden sollte. Ich wusste, dass ich einen Freund in Aibon besaß. Nur war Miriam leider nicht so mächtig wie die anderen Kräfte innerhalb des Landes. Sie regierten das angebliche Paradies und sorgten dafür, dass Feinde in Aibon keine Chance besaßen.

Miriam schwebte vor mir. Ich hätte sie greifen können, aber ich war nicht einmal in der Lage, einen Arm zu heben.

Sie wollte mich warnen, das las ich ihrem Gesicht ab. Die Augen sprachen Bände. In ihnen war das Wort Gefahr zu lesen. Wenn ich nur verstanden hätte, was sie mir mitteilen wollte... So schaute ich sie an, sie mich ebenfalls, aber wir kamen nicht zusammen. Dafür entdeckte ich weit hinter ihr in der gläsern wirkenden Ferne den dunklen Schatten. Waren es Wolkenberge, die sich dort zusammengeballt hatten, oder war es eine in die Tat umgesetzte Drohung, die sich mir allmählich näherte und sowohl mich als auch Miriam di Carlo umschlingen wollte.

Jedenfalls spürte die rothaarige Frau, dass etwas nicht stimmte. Sie zeigte sich stark irritiert, und ihr Gesicht nahm im nächsten Moment einen ängstlichen Ausdruck an.

Noch schwebte sie vor mir und blieb auch in dieser Lage, als sie kurz hinter sich schaute. Dann starrte ich sie wieder an. Das Erschrecken in ihren Zügen ließ mich fast aufstöhnen, so verzerrt war ihr Gesicht. Sie schien etwas gesehen zu haben, das mir bisher verborgen geblieben war!

Verzweiflung spiegelte sich in ihren Gesichtszügen. Sie wirkte so, als würde sie jeden Augenblick anfangen zu weinen oder um mich trauern. Leider war es mir nicht möglich, eine Frage zu stellen. Ich hätte so gern erfahren, was mit dieser Frau geschehen war, doch meine Stimme versagte.

Miriam zog sich zurück. Als wäre sie von für mich nicht sichtbaren

Händen oder Kräften an den Knöcheln gepackt worden, glitt sie tiefer hinein in das Land, das zu ihrer Heimat geworden war. Sie schaute mich noch an. Ihr Blick blieb starr auf mich gerichtet, aber sie schwieg. In stummer Verzweiflung ließ sie mich allein, während die drohende Wolke genau das Gegenteil von dem tat.

Sie kam näher...

Ein lautloses Gleiten, das jedoch voller Gefahren steckte und Welten überspringen konnte.

Das spürte ich mit jeder Faser meines Körpers. Ich merkte die leichte Vibration meiner Nerven. Jemand schien mich auf einen stromdurchtosten Stuhl gesetzt zu haben, und das Kribbeln lief hoch bis zu den Haaren, so dass ich förmlich auf meiner Kopfhaut spürte, wie groß die Gefahr für mich wurde. Sie zog sich zusammen. Miriam di Carlo war längst verschwunden. Ich aber hockte nach wie vor in einem Sessel, der in meinem Wohnzimmer stand. Die Wohnung jedoch war uninteressant geworden. Mein Blick galt einzig und allein dem geheimnisvollen Reich der Druiden, das da plastisch und mit seiner nicht mehr erfassbaren Weite vor mir lag, so dass ich einfach hineinblicken musste.

Aber die Wolke nahm mir inzwischen einen großen Teil der Sicht. Je näher sie kam, um so mehr verstummte auch die engelhafte Melodie. Das leise Klingeln, das in meinen Ohren zu hören gewesen war, verflüchtigte sich, wurde zudem arhythmisch, und nur ab und zu vernahm ich einen kurzen, jetzt noch kaum hörbaren Ton. Dafür spürte ich die Gefahr. Schon oft genug hatte ich es mit wolkenartigen Dämonen zu tun gehabt. Das beste Beispiel dafür war der letzte der Großen Alten, der Spuk, aber diese Wolke hier war völlig anders. Sie besaß keine graue Farbe, und der Grünton schimmerte hindurch. Zudem sah ich sie als nicht so kompakt an. Mehr schleierartig schob sie sich näher, als wollte sie etwas verbergen. Dies konnte man auch als eine spezifische Eigenart dieser dämonischen Wolken

bezeichnen. Oft genug schickten dämonische Wesen Wolken vor, um Menschen auf ihre Ankunft vorzubereiten. Die zukünftigen Opfer sollten die Gefahr bereits spüren, die in der Wolke steckte und sehr bald hervorkommen würde.

So war es auch hier. In der Wolke verbarg sich die Gefahr. In meinem Fall war es sogar der Tod. Ich stellte dies erst fest, als die Wolke so nahe herangekommen war, dass ich in sie hineinblicken konnte und auch etwas sah. Zwei Hände!

Eigentlich hätte ich jetzt schon gewarnt sein müssen, aber mein Gehirn funktionierte nicht so recht. Es wollte all die Dinge nicht mehr aufnehmen. Ich lebte nur mehr mit dem Gefühl.

Und das berichtete Schreckliches! Der Tod steckte in der Wolke, hatte sich verborgen, bis zu dem Zeitpunkt, als sich die Hände heftiger bewegten und plötzlich hervorstachen. Leer waren sie nicht. Sie hielten zwei Dolche! Das Rot der ungewöhnlichen Klingen schimmerte durch die knochigen, grünlichen Finger, die aussahen, als würden sie aus einem Ektoplasma bestehen. Leider waren sie echt. Wie auch die beiden schwarzen Klingen, deren Spitzen nurmehr ein Ziel kannten.

Meinen Hals.

Noch hatten sie mich nicht erreicht. Uns trennten tatsächlich Welten, aber waren es in Wirklichkeit nicht nur Handspannen? Das alles wusste ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ich hatte nur mehr Blicke für die beiden Messer.

Sie wollten mich töten. Die letzten beiden Dolche, die Mandra Korab so verzweifelt suchte, hatten sich einer anderen Seite zugewendet und richteten, durch Aibon beeinflusst, die Kraft nun gegen mich. Und weshalb? Wahrscheinlich nur, weil ich meinem indischen Freund so intensiv bei der Suche geholfen hatte.

Die Dolche stoppten nicht, sie veränderten nur ihre Haltung. Nach rechts und links schwangen sie auseinander, dabei kippten sie und

drehten mir ihre Flächen zu. Wenn sie jetzt näher kamen, würden sie nicht zustoßen, sondern schneiden. Von zwei Seiten in meinen Hals hinein. Und ich würde nicht in der Lage sein, sie abzuwehren. Grauenhaft... Was tat mein Kreuz? Nichts, ich hatte es nicht aktiviert und würde es kaum schaffen, denn bewegen konnte ich mich nicht. Die allmählich heranschleichende Gefahr hatte mich gelähmt. Ich war in ihren Dunstkreis geraten, sie hatte von mir Besitz ergriffen, und die beiden schwarzen Klingen bildeten eine tödliche Zange. Wann stießen sie zu? Ich starrte sie an. Kein Licht wurde von ihnen reflektiert. Um ihre Griffe lagen die durchsichtigen Klauenfinger wie aufgemalt. Plastisch, genau zu sehen, aber nicht zu fühlen.

Das Grauen wollte nicht stoppen. Und meine Angst verstärkte sich. Ich hatte das Gefühl, als wäre meine Kehle zugeschnürt worden. Waren es vielleicht unsichtbare Klauen, die mich daran hinderten, normal Luft zu holen?

Ich musste jetzt raus aus dem Sessel, mich zur Seite werfen oder weglaufen, aber die Macht des Landes Aibon griff auf mich und die normale Welt über.

Dann wurden die Dolche schnell. Von zwei Seiten und zangenartig wischten sie auf meinen Hals zu. Verfehlen konnten sie mich nicht mehr...

Es gab die fünf Dolche nicht mehr!

Das wusste Mandra trotz seiner miesen Lage. Er befand sich noch immer auf dem Boden, hatte den Kopf ein wenig angehoben und starrte nach vorn, ohne es fassen zu können, dass seine so starken Waffen, auf die er sich stets verlassen hatte, verschwunden waren. Dafür sah er andere! Arme!

Im ersten Moment glaubte der Inder an eine Täuschung. Er wollte nicht wahrhaben, dass aus den fünf Dolchen abgerissene und in der Luft schwebende Arme geworden waren, die schon teilweise

verwest waren. Vielleicht passten dazu auch die Krallenklauen mit den dicken Fingern, den schwarzen Nägeln und den grünlich schimmernden Adern unter der Haut, die jedoch am Handgelenk endeten.

Mandra lag da und seufzte. Es war ein schweres Stöhnen, ein Ächzen, geboren aus einer stillen Verzweiflung, die nur er empfand, und es war ihm nicht möglich, diesem Grauen zu entrinnen. Es steckte zu tief in seinem Innern. Und er war wehrlos!

Dies machte ihm so schwer zu schaffen. Er wurde fast wahnsinnig, wenn er daran dachte. Aus seinem Körper war jegliche Kraft genommen worden, die Muskeln gehorchten ihm nicht mehr, so dass es ihn schon wunderte, dass er überhaupt den Kopf heben konnte. Aber er dachte nach. Dies erlaubte ihm die andere Kraft noch, und Mandra Korab erinnerte sich daran, was die Dolche einmal gewesen waren. Nicht immer hatten sie so ausgesehen. Vor langer Zeit waren sie einmal Arme gewesen, und diese Arme hatten zwei Göttinnen gehört. Wie viele jede von ihnen besessen hatte, wusste Mandra nicht, auf jeden Fall hatten sie sich die sieben untereinander aufgeteilt. Gedient hatten die beiden Göttinnen ihren obersten Herren. Einmal Schiwa und zum anderen der Totengöttin Kali, deren grausamer Ruf auch in der heutigen Zeit noch nicht verhallt war.

Dem edlen Gott Wischnu war es gelungen, die Göttinnen zu vernichten und aus ihren Armen die Dolche zu formen. Nun hatte dieser Zauber keinen Bestand mehr, die Dolche waren wieder in ihre ursprüngliche Form zurückverwandelt worden und würden nun dem Bösen dienen. Das alles ging Mandra Korab durch den Kopf, während er verzweifelt versuchte, wieder aufzustehen. Es gelang ihm nicht, seine Arme waren einfach nicht kräftig genug. Wenn er glaubte, es geschafft zu haben, sank er wieder zurück.

Die Arme bewegten sich in einem zuckenden Rhythmus. Zwischen ihnen waren geisterhafte Gestalten zu erkennen. Weder Gespenst

noch Mensch, eine Synthese aus beiden, und Mandra Korab verstand überhaupt nichts mehr, als er sie sah.

Engel konnten es nicht sein, andere Wesen sicherlich, aber wie sollte man sie bezeichnen?

Er hatte sie noch nie gesehen. Und sie entsprachen auch nicht den Vorstellungen indischer Mythologie. Diese hier sahen anders aus, viel menschlicher. Genau das war es, menschlicher. Hatte er es hier mit Toten zu tun oder deren Seelen und Geisterscheinungen? Zu viele Gedanken wirbelten durch Mandras Kopf. Er konnte keine Erklärung finden, aber er sah, dass die Arme und Gespenster nicht dort blieben, wo sie eigentlich hingehörten.

Sie bewegten sich in eine andere Richtung und kamen auf ihn zu. Fünf Arme, die einmal Dolche gewesen waren, näherten sich in einer absoluten Lautlosigkeit, als würden sie vorgeschoben. Sie zeigten Mandra ihre Handflächen, die dem Inder wie verbrannt vorkamen. Manchmal zuckten auch die Fingerspitzen, wenn sie sich ihm entgegenbogen, dann konnte er auf die Nägel schauen, die wie schwarze Flecken an den Händen wirkten, und er hatte das Gefühl, als würden die jeden Moment über seinen Körper streichen. Das geschah tatsächlich. Mandra konnte es kaum fassen, als er die fünf Arme und die dazwischen schwebenden Körper dicht vor sich spürte und zum erstenmal die Berührung merkte. Es war wie ein schleierartiger Hauch, der an zarte Fingerspitzen erinnerte, ihn streichelte und dafür sorgte, dass über seinen Körper ein Schauer fuhr, wie er ihn selten erlebt hatte. Er bäumte sich auf.

Das ließen die Hände gerade noch zu. Ansonsten bewiesen sie ihm, wer hier die Herren waren. Es bereitete ihnen keinerlei Mühe, den Inder in die Höhe zu stemmen. Sie hoben ihn langsam hoch und trugen ihn plötzlich weg. Mandra Korab bekam dies erst richtig mit, als er sich bereits der Decke näherte und die Fläche sein gesamtes Blickfeld einnahm.

Die Arme hielten ihn, die geisterhaften Gestalten umtanzten ihn wie wirbelnde Nebelwolken. Und sie konnten sprechen. Mandra hörte ihre feinen Totenstimmen, die aus dem jenseits zu stammen schienen.

»Du wolltest doch deine beiden letzten Dolche finden, Mandra Korab. Sie warten auf dich. Wir bringen dich hin. In das große, wunderschöne Land Aibon. Denn dort soll sich dein Schicksal erfüllen...«

Weshalb spürte ich nicht den scharfen, aufreibenden, alles zerteilenden Schmerz an meinem Hals, der die Kehle durchschnitt, um mich in das Land ohne Wiederkehr zu befördern?

Weshalb sah ich nicht das pulsierende Blut, um dieses furchtbare Bild als letzten Eindruck mit in die Welt der Toten zu nehmen? Es gab einen Grund. Und der hieß Myxin!

Woher der kleine Magier so plötzlich gekommen war, konnte ich nicht sagen, und er hatte Verstärkung mitgebracht denn neben ihm stand wie ein Felsblock, das Schwert in der rechten Hand, eine Gestalt und ein Helfer, den ich ebenfalls gut kannte.

Der Eiserne Engel!

Er hatte zugeschlagen. Noch einmal wischte die schwere Klinge von oben nach unten, ich sah das Blitzen, und plötzlich jagten die beiden Dolche so schnell zurück, dass ich sie schon eine Sekunde später nicht mehr erkennen konnte, weil sie der weite Himmel und auch die dunkelgraue Wolkenwand verschluckt hatte.

Vorbei war die Gefahr!

Ich konnte mich wieder bewegen, ich atmete durch, ich saugte die Luft tief in die Lungen und stemmte mich mit zitternden Knien aus dem Sessel hoch. Mein Gesicht war schweißnass, als ich zuerst nach rechts blickte, den kleinen Magier sah, um dann nach links dem Eisernen zuzunicken.

»Ihr?« fragte ich.

»Ja, wir«, antwortete der Eiserne.

Ich schüttelte den Kopf, fühlte den ›Pudding‹ in meinem Gehirn, wankte zur Hausbar und schenkte mir einen Whisky ein. Dabei zitterte meine Hand. Ich spürte es kalt den Rücken hinablaufen und konnte die Schweißbahn genau verfolgen.

Mit dem Glas in der Hand drehte ich mich um. »Was tut ihr hier?« fragte ich. Meine Stimme erkannte ich dabei kaum wieder.

»Wir wollten dich retten« erwiderte der Eiserne.

»Ja, das habe ich gesehen.« Ich trank und verzog das Gesicht. Nicht einmal fähig, mich zu bedanken. So sehr steckte mir noch die Überraschung in den Knochen. »Kann ich denn auch eine Erklärung von euch bekommen?«

»Nimm erst wieder Platz«, schlug Myxin vor.

»Nein, nein, lass mal. Ich traue dem Sessel nicht mehr. Erzählt es mir im Stehen.«

»Wie du willst«, sagte der kleine Magier. »Eigentlich kann ich mich kurz fassen. Aibon hat sich zu weit vorgewagt.«

»Wie?«

»Es geriet in Gebiete, die wir kontrollieren.« Ich war perplex.

»Atlantis?« fragte ich.

»Ja. Das heißtt, eigentlich nein.« Auch Myxin war sich nicht sicher. »Das muss irgendwie eine Verbindung zwischen Atlantis und Aibon gegeben haben, sonst hätte es nicht zu einer solchen Konstellation kommen können. Wobei ich persönlich der Meinung bin, dass Aibon versucht, sich auszudehnen und nicht allein an Grenzen zu anderen Welten gestoßen ist, sondern sie überschritten hat.«

»Moment mal«, sagte ich. »Wenn sich die Grenzen dieser beiden außerweltlichen Reiche berührt und sogar überschnitten haben, ist es doch möglich, dass du nach Aibon hineinkommst.«

»Ja.«

»Und deshalb bist du hier?«

»So ungefähr.« Myxin begann zu wandern. »Wir hätten es nicht bemerkt, wenn die flaming stones uns nicht gewarnt hätten. Sie reagierten nämlich.«

»Und wie?«

»Ihre Farbe veränderte sich.«

»Sie wurden grün.«

»Ja, grün wie Aibon. Da wussten Kara und ich, dass die Grenzen überschritten waren. Das heißt, zu Beginn waren wir unsicher. Wir streckten selbst unsere magischen Fühler aus. Auf meine Totenmaske konnte ich mich leider nicht verlassen, aber Kara schaffte es dank ihres Schwerts, die Grenzen zu überwinden und einen Blick in eine Welt zu werfen, die für uns beim ersten Eindruck sehr fremd wirkte. Wir hatten vom Paradies der Druiden noch nie etwas gesehen, aber wir spürten auch die Gefahr, die von diesem Land ausging. Gefahr nicht in erster Linie für uns, sondern für gewisse Menschen, die mit Aibon zu tun hatten.«

»Damit meinst du mich.«

»Unter anderem«, gab Myxin zu.

»Hast du noch etwas bemerkt?« wollte ich wissen.

Der kleine Magier nickt. »Ja, nicht dich allein wollen sie haben. Es gibt jemand, der sich nicht gegen Aibon wehren konnte, und den sie praktisch entführt haben.«

»Mandra Korab!«

Myxin schaute mich starr an. »Du weißt bereits Bescheid?«

Ich lachte, leerte mein Glas und winkte mit der freien Hand ab. Bescheid wissen ist gut. »Ja, ich weiß jetzt Bescheid, zuvor war es nur eine Annahme...« Mit wenigen Worten legte ich meinem Freund dar, was mir alles widerfahren war, und ich berichtete auch von Mandra Korabs Hilferuf.

Myxin nickte. »Ja«, sagte er dann. »Ja, ich habe recht gehabt. Es ist ihnen tatsächlich gelungen, an Mandra Korab heranzukommen.«

»Sonst noch etwas?«

»Auch das, John. Sie haben ihn entführen können.«

Ich presste die Lippen zusammen und sagte nichts, aber in meiner Kehle saß plötzlich ein Kloß. Mandra war entführt worden. Nach Aibon, in dieses Land ohne Wiederkehr. »Weißt du, was das bedeutet?« fragte ich den kleinen Magier.

»Im Prinzip ja, aber es wird sicherlich noch Details geben. Oder etwa nicht?«

»Klar. Aibon ist ein Land, in das man möglicherweise hinein kann. Nur kommt man nicht wieder heraus.«

»Wirklich?« Das hatte der Eiserne gefragt, und ich gab ihm die entsprechenden Erklärungen. Angesprochen wurde ich von ihm nicht mehr. Vielleicht traute er Myxin mehr zu. »Wie ist es? Kommen wir nicht mehr raus, wenn wir es einmal erreicht haben?«

»Das sehe ich anders.«

Ich stellte das leere Glas weg. »Und wieso?«

»Weil Aibon sich dies selbst zuzuschreiben hat. Es breitete sich aus, wollte möglicherweise grenzenlos werden, interessierte sich weder für die Zukunft, die Vergangenheit noch für die Gegenwart und hat deshalb seine Grenzen öffnen müssen.«

Ich schnippte mit den Fingern. »Klar, ich verstehe dich. Du denkst an die Flammenden Steine.«

»So ist es. Sie können neuerdings auch ein Tor zu Aibon sein. Das wäre doch ideal.«

Ich musste mir Myxins Worte zunächst einmal durch den Kopf gehen lassen. Die so einfach dahingesprochenen Sätze bargen ein hohes Maß an Brisanz in sich. Wenn Myxin tatsächlich recht behielt - und eigentlich sprach nichts dagegen -, war auch mir der Weg in das angebliche Paradies der Druiden geöffnet.

Endlich geöffnet!

Der kleine Magier lächelte mich an. »Das ist eine Überraschung,

oder?«

Heftig fiel mein Nicken aus. »Du hast recht. Nur frage ich mich, was geschieht, wenn man das Tor wieder verschließt?«

Der kleine Magier lachte. »Haben wir bei unseren Einsätzen daran jemals schon gedacht?«

»Eigentlich nicht«, gab ich zu.

»Dann werden wir es auch jetzt nicht.«

Ich war noch dagegen. »So ganz traue ich dem Braten nicht, da bin ich ehrlich. Ich will dich nicht kritisieren, aber ich habe mehr Erfahrung, was Aibon angeht.«

»Es ist deine Sache, John, ob du mit uns gehst.«

»Ihr würdet also...« Ich hob die Arme und drehte die Hände.

»Wirklich allein gehen?«

»Natürlich.«

»Der Grund wäre Mandra.«

»Er auch«, gab der Eiserne zu, bevor er sein graubronzefarbenes Gesicht zu einem Lächeln verzog. »Aber ich möchte ebenfalls Dinge kennen lernen, die mir bisher verborgen geblieben sind. Du weißt, dass ich mein Pendel verloren habe, sehr depressiv war und mir auch meine Väter nicht helfen konnten. Nun ist das alles ins Gegenteil umgeschlagen. Ich habe mich entschlossen, wieder zu kämpfen, und ich werde versuchen, die Gegner dort aufzuspüren, wo sie sich versteckt halten. Klar?«

»Ja. Nur möchte ich wissen, wie du an Myxins Seite kommst?«

»Das ist auch einfach erklärt. Ich sprach von meinen Depressionen und möchte noch hinzufügen, dass ich mich irgendwie heimatlos gefühlt habe. Ich kam mir vor wie jemand, der zwischen den Zeiten existiert. Der nicht in die Gegenwart gehört, aber auch nicht mehr in die Vergangenheit, die ja meine eigentliche Heimat ist. Niemand will mich praktisch haben, niemand kann mich aufnehmen. Ich würde überall auffallen...«

Da stimmte ich ihm zu.

»Deshalb blieb mir noch eine Möglichkeit, einen Wohnplatz auch in dieser Zeit zu finden. Die Flammenden Steine.«

Ich nickte und schaute Myxin dabei an, der mir die Angaben des Engels bestätigte. »So ist es, John. Kara und ich haben dem Eisernen eine Heimat in der Gegenwart geboten. Von seinen Ausflügen kann er immer wieder zu uns zurückkehren.«

Allmählich durchschaute ich den Plan und stellte auch fest, dass es in den letzten Monaten eine gewisse Polarisierung oder Trennung gegeben hatte. Und zwar in drei Teile. Darüber sprach ich mit den beiden.

»Dann wären auf der einen Seite Suko, Shao, die Conollys und ich hier in London, ferner Yakup Yalcinkaya, Jane Collins, auch der kleine Ali in der Nähe von Frisco, wo das Kloster steht, außerdem ihr bei den Flammenden Steinen.«

»Vergiss nicht Will Mallmann«, sagte Myxin. »Natürlich, er hält in Germany die Stellung.«

»Gefällt dir die Aufteilung?«

Ich lächelte. »Nicht schlecht, mein Freund. Irgendwie fühle ich mich jetzt besser.«

»Das sollte auch so sein.«

»Und wie werden wir nach Aibon gelangen?«

»Willst du allein gehen, oder soll Suko uns begleiten?«

Ich winkte ab. »Diesmal möchte ich ihn hier lassen. Ich will nur, dass er benachrichtigt wird.«

»Wenn du es ihm sagst, wird er mitwollen...«

»Das weiß ich auch. Deshalb schreibe ich ihm einen Zettel und lasse die Nachricht hier. Er wird sie schon finden.« Ich kritzelte ein paar Zeilen und legte den Zettel so hin, dass er von Suko oder Shao gefunden werden konnte.

»Dann wäre alles klar«, sagte Myxin. »Und wie reisen wir?«

Der kleine Magier lächelte. »Wie sind wir denn hergekommen?«

Das wusste ich zwar auch nicht genau, doch ich verließ mich auf den Magier. Allerdings überlegte ich, ob ich noch etwas mit auf die Reise nehmen sollte.

»Vielleicht den Bumerang«, meinte Myxin. »Er würde dir sicherlich helfen.«

Die Idee war gut. Meine Waffe befand sich im Koffer. Er lag im Schlafzimmer, denn ich hatte ihn mit aus dem Wagen genommen. Während ich den Bumerang einsteckte, konnte ich mich im Spiegel erkennen. Ein bisschen grau war ich schon im Gesicht. Das machte die Aufregung, denn ich hätte kaum gedacht, einmal so schnell in das geheimnisvolle Land der Druiden zu gelangen. Vielleicht erfuhr ich diesmal auch mehr über den Dunklen Gral.

Mit dieser Hoffnung kehrte ich wieder zurück in den Wohnraum und blieb auf der Schwelle stehen, da ich plötzlich das Gefühl, hatte, in eine grüne Glaswand zu schreiten.

Die Magie ging von Myxin aus. Er hatte sich breitbeinig aufgestellt, die Arme erhoben, die Hände gespreizt, und in seinem Kopf erkannte ich nicht einmal eine Decke.

Dafür fiel mein Blick in eine unermessliche Weite, in der ich trotzdem ein Ziel sah. Eine schöne schwarzhaarige Frau, die inmitten eines Quadrats aus Steinen kniete, sich dabei auf ein Schwert stemmte und die Magie, zusammen mit Myxin, aufrechterhielt.

»Komm her, John, schnell!«

Ich ging den ersten Schritt und hatte das Gefühl, in die Unendlichkeit zu fassen. Danach war mir alles egal...

Aibon erwartete uns.

Ein Land, das jenseits der Grenzen lag, ein Paradies sein sollte, aber zur Hölle werden konnte, wie ich es schon des öfteren erlebt hatte. Noch war von dem nichts zu spüren. Die Magie eines Myxin und einer Kara führten uns auf wundersame Weise durch die

Dimensionen. Sie überwanden Grenzen, die man mit bloßem Auge nicht sah, und ich fühlte mich auf dieser Reise mehr beglückt als angespannt.

Ein paar Mal bekam ich sogar den Drang, dass es nicht aufhören sollte, so gut tat dieses Schweben innerhalb eines Vakuums, wo Zeit und Dimensionen keine Rolle spielten. Nur das Glück... Und so glitt ich weiter. Zusammen mit meinen beiden Begleitern zog es mich in ein phantastisches Reich hinein, in dem eine uralte Druidenmagie noch lebendig war.

Es gab keine harte Landung, sondern ein wundersames Schweben, und vor mir öffnete sich eine völlig fremde Welt, als hätte jemand einen Vorhang zur Seite gezogen. Allmählich nur, langsam, und mit einer gewissen Bedächtigkeit, als wollte das Land schon jetzt dafür Sorge tragen, dass uns kein Zipfel seiner Schönheit entging. Doch wie so oft konnte hinter einem schönen Gesicht auch die Fratze des Teufels lauern.

Hier sah ich sie nicht. Nur die unter mir liegende Weite, von einer ungewöhnlichen Klarheit durchdrungen, so dass ich das Gefühl hatte, durch eine Linse in das Land hineinzuschauen. Es gab zwar die Dimensionen, wie ich sie kannte: Höhe, Breite und Länge, aber alles wirkte ein wenig verzerrt oder zusammengeschoben. An den Rändern, den ich als Horizont bezeichnen wollte, sogar leicht abgerundet wie bei einer Kugel oder zumindest einem großen Oval.

Wasser, Wald, grüne Flächen, auch Berge im Hintergrund. Dies alles wuchs zu einer Einheit zusammen, die mir ausgezeichnet gefiel und mir auch ein Gefühl der Ruhe und Überlegenheit gab.

Dort, wo das Land endete - die Entfernung war in Meilen gar nicht zu messen - sah ich kleine Buchten und Halbinseln, die sich wie dicke, grüne Zungen in die See schoben, deren Wasser ebenfalls einen grünlichen Farbton besaß.

Ein wundersames Land, in dem Märchen und Legenden ihre

Erfüllung gefunden hatten. Ich war gespannt darauf, welche Rätsel mir Aibon noch stellte, und ich dachte wieder an den Dunklen Gral. Trotz meiner herrlichen Flugfahrt vernahm ich den Ruf. Ich drehte den Kopf und sah Myxin von mir wegwirbeln. Der kleine Körper überschlug sich in der Luft. Kräfte zerrten an ihm, von denen ich nichts merkte, aber Myxin entschwand meinen Blicken. Noch einmal rief er mir etwas zu.

»Wir werden uns wiedersehen, John. Ich hoffe es...«

Er verschwand.

Den Eisernen Engel sah ich ebenfalls nicht mehr, und in diesem Moment wurde mir klar, dass Aibon doch nicht so paradiesisch war, wie man vielleicht hätte annehmen können.

Es gab Gefahren. Tödliche sogar. Myxins Verschwinden hatte mich wieder daran erinnert, und ich sah das Land auf einmal mit anderen Augen. Es konnte mir gefährlich werden, ich musste meine Freude einfach zurückdrängen, aber die Erwartung ließ sich nicht lindern. So ähnlich wie ein Fallschirmspringer kam ich mir vor, als ich mich allmählich dem Boden entgegensenkte und endlich Kontakt bekam. Bevor dies geschah, spürte ich allerdings einen Ruck, als hätte ich eine kaum sichtbare Tür durchgetreten. Dann stand ich.

Fast wie im Märchen, denn ich hielt mich in der Mitte einer Lichtung auf. Grünes Licht schimmerte zwischen den Bäumen hindurch, darüber sah ich den Himmel, der ebenfalls einen grünlichen Farbton aufwies. Unter meinen Füßen bogen sich die saftigen Grashalme.

Ich atmete tief durch. Es war ein herrliches Gefühl, eine so frische Luft zu atmen. Sie war so ungewohnt rein, so dass ich sogar leichte Schwindelanfälle bekam und es eine Weile dauerte, bis ich mich akklimatisiert hatte.

Noch immer stand ich auf der Lichtung, und auch weiterhin hatte sich nichts verändert. Ich sah zwar den Wald, doch keine Tiere, die

durch das Unterholz huschten. Auch Vögel hockten weder auf den Ästen und Zweigen noch in den Kronen der Bäume. Es blieb still. Ich fühlte zwar ein Frösteln auf meinem Rücken, empfand es trotzdem nicht als unangenehm und ging davon aus, dass ich meine beiden Begleiter suchen musste. Myxin und der Eiserne würden sicherlich das gleiche vorhaben. Vielleicht trafen wir sogar irgendwo zusammen. Auch dachte ich an Miriam di Carlo, die in dieser Welt lebte. Bei einem grauenhaften Fall hatte ich diese medial veranlagte Person kennen gelernt und später von ihr erfahren, dass in den Adern das Blut der alten Druiden floss. Deshalb war sie auch von der Erde weg nach Aibon geholt worden. Nur fühlte sie sich dort nicht mehr so glücklich wie in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes. Das hatte sie mir vor kurzem erst bei unserer letzten Begegnung berichtet.

Miriam di Carlo kam nicht, um mich abzuholen. Dafür vernahm ich etwas anderes. Durch den Wald schwang wieder dieser helle, glockenartige Singsang, den ich schon vernommen hatte, als ich im Sessel saß und darauf wartete, dass mich die beiden Messer, aus Aibon kommend, töten würden.

Wie ein Denkmal stand ich auf der Lichtung und lauschte diesen Tönen. Es erinnerte mich an Feengesang. So jedenfalls hatte ich mir das Singen dieser Feen immer vorgestellt. Und wurden nicht in Aibon Märchen und Legenden wahr?

Bisher hatte ich den Beweis dafür nicht bekommen, aber es gab Hinweise. Vielleicht würde Aibon einen Teil seiner Geheimnisse lüften, so dass ich schließlich auch erfuhr, welche geheimnisvollen Mächte hier die Kräfte in der Waage hielten.

Der Gesang blieb auch. Er konzentrierte sich ebenfalls nicht auf eine Stelle, sondern war überall zu hören. Im Unterholz schienen die mir jetzt noch unbekannten Sänger und Sängerinnen zu stecken. Wenn ich die hell klingenden Stimmen richtig deutete, sangen dort Frauen. Und dann sah ich doch etwas. Man bezeichnete mich scherhaftshalber

oft als Geisterjäger. Dämonen sprachen dieses Wort auch hasserfüllt aus, aber mit Geistern hatte ich bisher wenig zu tun gehabt. Sie waren mir in meiner Laufbahn kaum begegnet, nun änderte sich dies. Es begann im Unterholz zwischen den Bäumen, mir direkt gegenüber. Dort bewegte sich ein Schatten. Hell und durchsichtig. Er erinnerte mich an einen Streifen aus Gaze, der allerdings nicht an den sperrigen Zweigen und hervorwachsenden Domen hing, sondern kurzerhand hindurchschwebte, sie hinter sich ließ und vor mir über die Lichtung glitt, ohne den Boden zu berühren.

Aibon, das Land, in dem Märchen Wirklichkeit wurden. In der Tat fühlte ich dies, denn die Gestalt, die da vor mir schwebte, wirkte wie aus einem Märchen. Fast so groß wie ich, doch mit einem weiblichen Körper versehen, der fast nur aus Umrissen bestand und auch keinen Fetzen Kleidung trug.

Ich sah den kleinen Busen, die langen Beine, die wohlgeformten Schenkel und Hüften, ein schmales Gesicht, das mir, dem Staunenden, zugewandt war. Mit offenem Mund glitt das Wesen an mir vorbei. Das helle, engelhafte Singen begleitete es auf seinen Weg. Ich hörte es noch, als die Gestalt längst verschwunden war.

Ich kniff die Augen zu, öffnete sie wieder, drückte meine Finger hinein und hatte das Gefühl, einen Traum zu erleben. Was ich da sah, konnte doch nur einer Täuschung gleichkommen, aber die Musik war keine gewesen.

Ich kniff mir in den Arm und stellte fest, dass ich nicht träumte. Diesmal war Aibon kein Traum oder Einbildung. Das Land war echt, und ich, John Sinclair, stand in seiner Mitte.

Auch die beiden Dolche waren real, die in diesem Land verschwunden waren, und auf die ich so sehr wartete. Ebenso wie auf meinen Freund Mandra Korab, der sicherlich in dieser gewaltigen Weite verschleppt worden war.

Eine Überraschung jagte die nächste. Kaum war dieses elfenartige

Wesen entschwebt und sein Gesang verklungen, vernahm ich eine andere Musik. Ein Flötenspiel.

Schon bei den ersten Lauten zuckte ich zusammen, denn das Spiel war mir beileibe nicht unbekannt. Ich dachte an die Person, die so professionell auf diesem Instrument spielte, stellte sie mir vor und gleichzeitig auch eine Landstraße in Irland, über die Suko und ich schon gefahren waren, wobei uns der Flötenspieler zum erstenmal begegnet war. Welch geheimnisvolle Rolle er in Aibon spielte, wusste ich nicht. Jedenfalls gehörte er zu diesem Land, und ich hatte mir sein Spiel auch nicht eingebildet, denn er trat aus dem Unterholz, als wäre dies gar nicht vorhanden.

In voller Größe sah ich ihn und sprach flüsternd seinen Namen aus.
»Der rote Ryan.«

Jedes Ding hat zwei Seiten!

So erzählte das Sprichwort. Dass dies stimmte, das bekam auch Mandra Korab deutlich zu spüren, denn er lernte die andere Seite des Landes Aibon kennen. Die grausame, die schreckliche...

Wo man Mandra hingeschafft hatte, herrschte der Schrecken. Keine grüne weite Welt, sondern eine vegetationslose Gegend, in der aufgerissener, spaltenreicher Felsboden von karstigen Höhenzügen eingeschlossen worden war, deren Oberfläche schimmerte, als wären rotbraune Erzstücke hineingeschlagen worden.

Wasser entdeckte der Inder nicht. Die sonst so grüne Insel war völlig vegetationslos. Nicht ein Grashalm wuchs auf den flachen Hängen oder in den Spalten des Felsbodens. Alles blieb monoton. Man konnte glauben, in einem völlig leeren und sterbenden Land zu leben. Der Wind, der aus wechselnden Richtungen über die Einöde fuhr, war warm. Manchmal brachte er einen ätzenden Gestank mit, als würde er direkt aus der Hölle stammen.

Mandra Korab lag auf dem Rücken. Er erinnerte sich noch genau an

die Reise durch die Dimensionen, die ihn als Kranken mitgenommen hatte. So hatte es eine Weile gedauert, bis es ihm gelungen war, sich wieder zurechtzufinden.

Die Welt kannte er nicht. Er wusste nur, dass er in Aibon verschollen war. Ebenso wie seine letzten beiden Dolche. Und die Lethargie war ebenfalls nicht aus seinem Körper verschwunden. Sie krallte sich in seinem Innern fest und ließ es höchstens zu, dass er sich kriechend bewegte. Und auch dies kostete Energie. Mandra reagierte deshalb vernünftig. Er blieb auf dem harten und manchmal kantigen Boden liegen, ohne sich zu rühren. Außerdem drohte ihm momentan keine Gefahr.

Da er sich auf dem Rücken niedergelassen hatte, gelang es ihm, einen Blick gegen den Himmel zu werfen. Ob es Wolken waren, die sich dort auftürmten, konnte er nicht sagen. Jedenfalls besaß das Firmament fast die gleiche Farbe wie das Land, und es wirkte ebenso tot. Der Inder dachte darüber nach, was seine Feinde mit ihm vorhaben könnten. Alles, was in naher Zukunft auch geschehen würde, es lief auf eines hinaus.

Auf seinen Tod!

Zuvor jedoch würde er Schlimmes zu erleiden haben. Dämonische Folter, möglicherweise auch die Rache der Dolche, die in Aibon verschwunden waren.

Mandra konnte sich gut vorstellen, dass auch die letzten beiden Dolche nicht mehr ihm gehorchten und sich an die Gesetze des Landes Aibon hielten. Spürte er Furcht? Der Inder musste erst darüber nachdenken und kam zu dem Ergebnis, dass dem nicht so war. Vor seiner Reise, als das Siechtum ihn überkam, da hatte er Angst empfunden. Nun nicht mehr. Es war ihm gelungen, sich an seinen Zustand zu gewöhnen, und die Empfindungen des Inders konzentrierten sich mehr auf die Neugierde. Wenn nur die verfluchte Lähmung nicht gewesen wäre. Es gelang Mandra einfach nicht, sie

abzuschütteln. Dabei konnte er es nicht einmal als Lähmung bezeichnen. Es gelang ihm ja, sich zu bewegen, nur war diese Langsamkeit deprimierend. Er fühlte sich wie eine Schnecke, die auch dann nur langsam vom Fleck kommt, wenn sie sich sehr anstrengt.

Aibon war feindlich! Zwar hatte Mandra Korab anderes vernommen, doch wenn er sich umschauten und diese Landschaft entdeckte, war von einer grünen Aue nichts zu erkennen.

Auch Aibon besaß seine Schrecken.

Mandra hatte Durst. Die Zunge war aufgequollen. Sie klebte im Gaumen. Wenn er den Mund bewegte, hatte er das Gefühl, alles würde geknetet. Auch gefiel ihm die Luft nicht. Sie schmeckte scharf, nach Metall, und manchmal sah er auch feine Staubschleier über die Hänge kriechen. Seine Augen brannten. Die Erschöpfung zeichnete sein Gesicht. Ihm war klargeworden, dass er es aus eigener Kraft kaum schaffen konnte, dieser Hölle zu entfliehen.

Und seine Freunde? Mandra hätte am liebsten gelacht, wenn er an sie dachte. John Sinclair hatte er nicht erreichen können, aber Suko würde dem Geisterjäger bestimmt Bescheid gegeben haben. Er kannte John. Mandra wusste, wie der Freund handelte. Sicherlich befand er sich schon auf dem Weg nach Indien. Ob das allerdings richtig war, wagte Mandra zu bezweifeln.

Woher sollten die beiden wissen, in welch ein unheimliches Reich man ihn entführt hatte?

Noch ließ man ihn in Ruhe. Er sah es als einen seelischen Terror an. Die anderen ließen sich Zeit, sie wollten ihn schmoren sehen, um härter zuschlagen zu können.

Nun war Mandra ein Mensch, der nicht aufgab. Er kämpfte bis zum letzten Augenblick. Oft genug hatte er das bewiesen. In diesem Fall jedoch war er einfach zu schwach, und er schaffte es trotz intensiver Bemühungen nicht, sich aus eigener Kraft auf die Beine zu stellen.

Abermals unternahm er einen Anlauf. Schon das Anziehen der Arme bereitete ihm Qualen. Sein Gesicht verzerrte sich, als er die Hände flach auf den Steinboden presste. Zwischen den Fingern kratzte der braunrot schimmernde Staub, der auch Mandras schweißbedecktes Gesicht und seine Kleidung bedeckt hielt. Über die Lippen floss ächzend und würgend der Atem. So sehr er sich auch anstrengte, der Inder schaffte es einfach nicht, sich zu erheben. Er gelangte erst in eine hockende und dann in eine sitzende Haltung, mehr war einfach nicht drin. Und so blieb ihm nichts weiter übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen und darauf zu warten, was die andere Seite mit ihm vorhatte. Er wusste nicht, wer das war. An die Arme allein glaubte er nicht, da musste etwas ganz anderes dahinterstecken.

Mandra drehte den Kopf und blickte in den Himmel. Weit, endlos lag er über ihm. Der Boden leuchtete bis ans Firmament und gab ihm den entsprechenden Farbton. Bisher war er von der Stille umgeben worden. Nur seine eigenen Geräusche waren zu vernehmen. Das allerdings änderte sich wenige Minuten später.

Zwar vernahm er kein hastiges Laufen oder Rennen, dafür geschah etwas anderes. Seine Gegner zeigten sich. Woher sie gekommen waren, konnte Mandra Korab nicht erkennen. Jedenfalls erkannte er plötzlich die fünf Arme, die einmal seine Dolche gewesen waren.

Sie schwebten über dem Boden, sahen nach wie vor verbrannt und geschwärzt aus, und Mandra erkannte auch die geisterhaften Gestalten, an denen sie befestigt waren. Er hatte Zeit gehabt, über dieses Phänomen nachzudenken, und er war zu dem Entschluss gekommen, dass es sich bei den geisterhaften Gestalten um Dämonen handeln musste.

Und zwar um getötete Dämonen, die auf das Konto des Gottes Wischnu gingen. Aus den Armen waren die sieben Dolche geformt worden, die Geister hatten nicht vernichtet werden können.

Nur schwach waren sie zu sehen. Da sie allerdings heller waren als

der Boden, hoben sie sich davon auch deutlicher ab, und Mandra erkannte ihre Gestalten. Es waren nur zwei, aber sie besaßen mehrere Arme. Drei das eine Wesen, zwei das andere. Fehlten an sich noch zwei, die beiden letzten Dolche, aber die blieben nach wie vor verschwunden. Geräusche entstanden nicht. Die dämonischen Gestalten tanzten vor den Augen des Inders auf und nieder und einen zuckenden Reigen, als wollten sie ihn verhöhnen.

Er suchte in den schrecklich entstellten Gesichtern nach Antworten auf seine Fragen. Die fratzenhaften Schädel besaßen kaum etwas Menschliches. Sie waren zusammengedrückte Massen, seitlich aufgequollen, an einigen Stellen aufgerissen, und Gesichter konnte Mandra auch nicht erkennen.

Die Arme waren für ihn das Wichtigste. Was der Gott Wischnu einmal in die Wege geleitet hatte, um Waffen für den Kampf gegen das Böse zu formen, hatte nun keinen Bestand mehr. Und das ärgerte Mandra so sehr.

Der Inder hatte sich wieder hingekniet. Sein Kopf geriet in pendelnde Bewegungen. »Was wollt ihr, verflixt?« keuchte er. »Sagt es, wenn ihr sprechen könnt...«

Er bekam keine Antwort. Die Geistwesen hielten sich zurück. Ob bewusst oder unbewusst, wusste er nicht, und er wusste auch nicht, wo sich die letzten Dolche aufhielten, bis zu dem Zeitpunkt, als die restlichen fünf Arme auseinander glitten und gewissermaßen eine Gasse schufen, um die letzten zwei hindurchzulassen.

Ja, das waren sie. Mandra, eigentlich ein geschwächter Mensch, vergaß seinen Zustand, als er seine beiden letzten Waffen heranschweben sah. Sie kamen aus einer Ferne, die dennoch nah wirkte, so dass es fast unmöglich war, Entfernungen zu schätzen.

Der Inder hielt seinen Blick auf die Waffen gerichtet. Die Griffe konnte er zwar erkennen, jedoch nur, weil die umfassenden Finger durchsichtig waren und wie Gespensterhände wirkten.

Matt und schwarz glänzten die Klingen. Mandra hatte sich nie vor seinen eigenen Waffen gefürchtet, in diesem Fall allerdings spürte er durchaus das Gefühl der Furcht, das ihn überkam, als er auf die Dolche schaute. Sie sahen aus wie immer. Trotzdem hatten sie sich seinem Gefühl nach stark verändert. Von ihnen strahlte eine Gefahr aus, die er mit Worten kaum umschreiben konnte. Als sich die Dolche noch in seinem Besitz befanden, hatten sie nur ihm gehorcht.

Das war nun nicht mehr der Fall. Das Böse hatte wieder Besitz von ihnen ergriffen. Eine schreckliche Vergangenheit überstrahlte die Waffen. Mandra war klar, dass er sie nicht mehr manipulieren konnte. Er musste sich seinem Schicksal ergeben, und er bekam auch mit, dass die aus den fünf Dolchen entstandenen Arme sich ihm immer mehr näherten.

Die Hände bildeten bereits griffbereite Schaufeln, um den Inder packen zu können. Noch ließen sie ihn in Ruhe. Mandra spürte bereits die gefährliche Ausstrahlung, die auch vor ihm nicht Halt machte und wie ein böser Hauch über sein Gesicht glitt.

Dann waren sie plötzlich vor ihm. Der Inder zuckte zurück. Es war die einzige Bewegung, die ihm blieb, ansonsten hatte er nichts zuzusetzen, denn die Finger wühlten sich in seine Kleidung.

Er spürte den Druck unter den Achseln, an der Hüfte, auf der Brust, eigentlich überall, und es gelang ihm nicht, sich zu wehren. Als hilfloses Bündel Mensch hing er kraftlos in den Klauen der fünf Arme. Mandra wurde zurückgedrückt. Einen Arm sah er dicht vor seinem Gesicht, und die vier Finger der Hand klatschten gegen sein Gesicht, während der ausgestreckte Daumen an seinem Hals entlang fuhr und die Haut dort fast aufgerissen hätte. Auch über seine Schulter glitten die Finger. Mandra vermutete, die Klaue wollte genau prüfen, wo seine Muskeln noch am stärksten waren.

Er fühlte sich nicht anders als ein Tier, das ahnte, wohin man es schleifen würde. Zum Schlachthof...

Auch Mandra musste alles mit sich geschehen lassen. Er konnte sich ebenfalls nicht dagegen wehren, als die Hände ihn in die Höhe zerrten und er über dem Boden in einer halb sitzenden und halb hängenden Haltung blieb.

Für einen Mann wie ihn war es einfach deprimierend, sich in dieser Lage zu befinden und abhängig von den Launen anderer zu sein. Bisher hatte Mandra auch kein Ziel erkennen können, dennoch war er sicher, dass es eines gab und dass sie ihn dorthin verschleppen würden. Zunächst einmal musste er sich in sein Schicksal fügen. Die anderen beiden Dolche blieben in seinem Blickfeld. Sie sahen noch normal aus, und Mandra dachte unwillkürlich daran, wie lange er nach ihnen gesucht und geforscht hatte. Jetzt hatte er sie gefunden - nur auf welche Weise? Hätte er das vorher gewusst, der Verzicht darauf wäre ihm leichtgefallen. Was mit Mandra Korab geschah, passierte alles lautlos. Es wurde von keinem Kommentar begleitet, deshalb erhöhte sich auch die Spannung und Erwartung des Inders. Angst verspürte er in diesen Momenten nicht. Nur dachte er wieder über das Land Aibon nach, das angeblich eine herrliche grüne Insel zwischen den Dimensionen war und nicht dieses leere, feindliche und tote Gebiet, wie Mandra es erlebte. Oder befand er sich nicht in Aibon? Konnte es sein, dass die beiden Dolche überhaupt nicht dorthin geschleudert worden waren, woran er stets geglaubt hatte?

Das alles hielt er neuerdings für möglich, und er unternahm auch nichts dagegen, dass die Hände ihn weiterhin gepackt hielten, in die Höhe wuchteten und ihn wegzogen.

Der Inder glitt an den Hängen entlang in die Höhe, um die fernen Kuppen erreichen zu können. Im ersten Augenblick verkrampte er sich, dann sah er ein, dass es ein wunderbares Gefühl war, so zu fliegen, denn je höher er in diese düstere Luft gehoben wurde, um so mehr änderte sich seine Sicht zum Positiven hin.

Mandra sah mehr. Denn er sah Aibon.

Als er in der Ferne dieses weite grüne Land erkannte, mehr ein Streifen am Horizont, erst da wusste er, dass er sich nicht geirrt hatte. Die beiden letzten Dolche hatten tatsächlich ihren Platz im Paradies der Druiden gefunden. Mandra erfuhr nun auch, dass es ein weiteres Aibon gab und nicht nur diese verbrannt wirkende Erde, wie er sie kennen gelernt hatte, über der ein bleierner Himmel schwebte.

Was konnte das Ziel sein? Wo würde es liegen? Vielleicht innerhalb der großen, grünen Au, dieser gewaltigen Insel, die für das Land Aibon so typisch war und ihm deshalb den Namen gegeben hatte. Noch schwebten sie höher, und noch wurde der Blick des Inders immer besser. Er schaute auch hinunter auf die rotbraunen Hänge, er sah den Ort, an dem er gelegen hatte, er spürte auch die dünnere Luft in der Höhe, aber sie war besser zu atmen.

Sekundenlang durchströmte ihn ein Gefühl der Hoffnung. Dieser Funke wurde leider sehr schnell wieder zerstört, denn seine Reise führte nicht dem grünen Land entgegen, sie endete direkt über den karstigen Kuppen.

Für einen Moment hielten ihn die Hände noch derart fest, dass sie ihn an einer Stelle bannten. Danach drückten sie ihn nach unten, und Mandra bekam das Gefühl der Panik. Weshalb waren sie mit ihm hochgeflogen? Um wieder an dem gleichen Ort zu landen?

Nein, die Richtung änderte sich, und der Flug nahm auch viel weniger Zeit in Anspruch, denn kaum befand er sich wieder in Bewegung, als die Hände ihn nach unten drückten.

Mandra konnte den Kopf drehen. Er schaute in eine Hochebene, die wahrscheinlich erkaltende Lava gebildet hatte. Der Inder verstand nicht, weshalb seine Gegner sich diesen Platz ausgesucht hatten, doch es gab einen Grund, wie Mandra sehr bald feststellen konnte. Die Mulde war nicht leer. In ihrem Innern befand sich ein Gegenstand, mit dem Mandra nicht gerechnet hätte. Er konnte ihn

auch nicht identifizieren, dazu war er noch zu weit entfernt. Der Inder glaubte allerdings, einen Kreis zu sehen, und der schälte sich deutlicher hervor, je tiefer sie kamen und je genauer er den Gegenstand erkennen konnte. Ja, es war ein Rad. Sogar ein ziemlich großes. Aus welch einem Material es bestand, wusste Mandra nicht zu sagen. Es konnte Metall sein, ebenso aber auch Holz, und es stand in der Mitte dieser Mulde. Und dann glaubte Mandra etwas zu erkennen, das eigentlich nicht wahr sein durfte. Deshalb schaltete er jegliche Gedanken der Spekulation aus und ließ sich näher heranbringen.

Es wurde deutlicher. Und er sah es deutlich. Im selben Augenblick beschleunigte sich sein Herzschlag, denn das Gebilde innerhalb des kleineren Kreises war dem Inder keineswegs unbekannt. Es zeigte zwei ineinandergeschobene Dreiecke, einen Druidenstern!

Und noch mehr sah er. Rätselhafte Zeichen umgaben die Dreiecke. Geheimnisvoll leuchtend, an manchen Stellen rot, an einigen anderen in einem satten Blau oder Grün. Es war deutlich zu erkennen, dass die Zeichen lebten. Für Mandra lag die Erklärung auf der Hand. Die Zeichen waren gefüllt mit schwarzer Magie!

Also besaß dieses Rad auch keinen normalen Ursprung, es musste von einer besonderen Bedeutung sein. Näher und näher kamen sie. Mandra überlegte verzweifelt, woher er die Zeichen und Symbole außerhalb der beiden Dreiecke kannte.

Er hatte sie gesehen. Oft sogar...

Kurz bevor er den Boden berührte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Auf einmal wusste er Bescheid. Die Zeichen gab es zweimal!

Einmal hier in Aibon. Und zum anderen auf dem Kreuz des Geisterjägers John Sinclair.

Es war tatsächlich der Mann, den Suko und ich kennen gelernt

hatten, als wir uns auf der Suche nach der Bluthand aus dem Jenseits befanden. Der rote Ryan.

Rot deshalb, weil sein Haar diese Farbe besaß. Er war eine rätselhafte schillernde Gestalt im Lande Aibon. Über seine Rolle waren Suko und ich uns während der kurzen Begegnung nie richtig klargeworden. Er hatte uns in Lebensgefahr gebracht, als es ihm gelungen war, unseren Wagen zu sprengen. Zudem hatte sein seltsames Flötenspiel Miriam di Carlo in eine Falle gelockt, und meiner Ansicht nach musste er auch in Verbindung mit den Männern in Grau stehen, die ich als Hüter des Landes Aibon bezeichnete.

Es war schon außergewöhnlich und trotzdem nicht ungewöhnlich, diesen Typ hier zu sehen. Ein wenig erinnerte er mich durch sein Flötenspiel an den berühmten Rattenfänger von Hameln, nur war der auf Bildern anders gezeichnet als Ryan.

Er trug eine Kleidung, die zu Aibon passte. Ich hatte ihn bei unserer Begegnung mit der Figur des Papageno aus der Zauberflöte verglichen. Sein Gewand schien nur aus großen, grüngrauen Blättern zu bestehen. Einen Wams, eine länger fallende Jacke, enge, fast strumpfartige Hosen, all das ließ ihn wie eine Märchenfigur aussehen.

Und er spielte sein Lied. Mich musste er gesehen haben, nur kümmerte er sich nicht um mich. Auf der Lichtung blieb er stehen, drehte sich mal im Kreis, wandte sein Gesicht dem Himmel zu und produzierte weiterhin Töne auf seiner Flöte.

Mir gefiel die Melodie nicht besonders, ich konnte aber nicht behaupten, dass sie schlecht klang. Sicherlich hatte der rote Ryan etwas vor, denn aus Spaß oder reiner Lust am Leben trällerte er sicherlich nicht so herum. Da steckte etwas dahinter.

Das bekam ich auch zu sehen. Vielleicht hätte ich es schon früher erkannt, aber ich hatte mich zu sehr auf den Spieler konzentriert. Erst als ich mich drehte und zu den Rändern der Lichtung schaute, wo der

Wald und das Unterholz sehr dicht wuchsen, sah ich, was geschehen war. Auf den Zweigen, in den Kronen der Bäume und im Unterholz entstanden Bewegungen. Zuerst dachte ich noch an eine Täuschung, aber ich wurde eines besseren belehrt. Durch die Bewegungen wirkten die Äste und Zweige zwar wie Schlangenarme, aber sie bestanden nach wie vor aus Holz, nur das, was auf ihnen lag, blieb nicht mehr ruhig. Körper verschiedener Größe reckten und streckten sich. Sie breiteten Arme aus, sie wiegten ihre Köpfe, richteten sich auf, und mir kamen sie vor wie Schatten.

Ich stand da und staunte. Dabei erinnerte ich mich an das Wesen, das über die Lichtung gehuscht war. Es hatte so ähnlich ausgesehen, und auch jetzt wurde ich wieder an diese durchscheinende Gestalt erinnert, als ich mir die Körper genauer anschauten. Sie besaßen keine feste Materie und waren trotzdem vorhanden. Manche von ihnen waren sogar mit kleinen Flügeln ausgestattet, die mich an dünnes, zerbrechliches Glas erinnerten.

Mir rann es kalt über den Rücken. Ich wusste, dass Aibon dabei war, mir gegenüber eines seiner Geheimnisse zu lüften. Ich dachte darüber nach, wo ich diese Gestalten schon einmal gesehen hatte, denn so unbekannt waren sie mir nicht. Auch wenn ich einen Großteil meiner Fälle vor meinem geistigen Auge ablaufen ließ, eine Lösung wusste ich nicht. Trotzdem waren sie nicht unbekannt.

Manchmal hatte man eben eine gedankliche Ladehemmung. Mir erging es da nicht anders. Die Erkenntnis traf mich wie ein Blitzschlag. Ich wusste plötzlich, wo ich diese Wesen schon einmal gesehen hatte.

Nicht in natura, nein, auf Bildern und Illustrationen, die von Künstlern gemalt wurden, um Sagen- und Märchenbücher aufzulockern. Genau das war es. Ich sah die Gestalten der Märchen und Sagen. Und ich fand auch den Namen dafür. Elfen...

Möglicherweise auch Feen. Wo da die Grenzen waren, wusste ich

nicht. Wahrscheinlich waren sie fließend.

Es war eigentlich müßig, darüber nachzudenken, ich musste dieses Phänomen einfach hinnehmen. Trotzdem wollten meine Gedanken einfach nicht weichen. Diese Gestalten, die ich bisher nur für Märchenfiguren gehalten hatte, waren etwas Besonderes. Es gab sie, nicht in unserer normalen Welt, sondern im Paradies der Druiden, das manchmal gar nicht so paradiesisch war. Und der rote Ryan musste mit ihnen zu tun haben.

Er war kein Rattenfänger, sondern ein Elfenfänger. Die Wesen gehorchten ihm. Sie tanzten und bewegten sich im wahrsten Sinne des Wortes nach seiner Flöte. Ich konnte erkennen, dass sie sogar einen Rhythmus einhielten und sich von ihren Plätzen lösten, als die Musik lauter und auch hektischer wurde.

Sie schwebten zu Boden. Dabei hatten einige von ihnen ihre Flügel ausgebreitet. Die bewegten sich so schnell wie die Insekten. Ich sah nur ein helles Flirren am Rücken, dann hatten die Elfen den Boden der Lichtung erreicht und begannen mit ihrem Tanz. Sie bildeten einen Kreis, streckten ihre Arme aus und berührten sich gegenseitig an den Händen. Der Reigen begann.

Ich schaute zu. Noch immer war ich sprachlos. Was man hier präsentierte, war ein zur Wahrheit gewordenes Märchen. Ich schaute aus großen Augen auf die tanzenden Elfen, und das hier war kein Theaterstück von Shakespeare, sondern eine Tatsache. Hier fiel ein Vorhang, wenn ein Akt beendet war, die kleinen Wesen, die mir nicht einmal bis zur Hüfte reichten, waren tatsächlich echt. Manche hatten ihre durchsichtig scheinenden Gestalten in ebenfalls dünne Gewänder gehüllt, die wie helle Gardinen flatterten, wenn sie ihre Kreise drehten.

Um mich kümmerte sich niemand. Man ließ mich zuschauen und gewährte mir weiterhin einen Einblick in dieses märchenhafte und sagenumwobene Leben der Waldgeister.

In Aibon wurden die Märchen wahr! Daran gab es nichts zu rütteln, das stand für mich fest. Nur allmählich löste ich mich aus meiner gespannten Haltung, drehte mich um und schaute zum Waldrand hin. Nicht alle Wesen hatten ihre Plätze verlassen. Viele von ihnen hockten noch auf den Zweigen oder Ästen. Die Kronen der Bäume waren ebenfalls von ihnen besetzt worden. Dort spannten sich ihre Körper wie auseinandergezogene Gardinen. Sie befanden sich auch nicht in einer Ruhelage, sondern hatten sich aufgerichtet, hielten sich ebenfalls an den Händen gefasst und bewegten ihre schmalen, schlanken Körper nach den Takten der Melodie.

Auch der rote Ryan stand nicht still. Er drehte sich im Kreis, ließ das Mundstück der Flöte stets an den Lippen, wiegte dabei seinen Oberkörper, und sein Kopf machte diese Bewegungen mit. Es hätte mich nicht mehr gewundert, wenn die Melodien und Töne als einzelne aus der Flöte dringende Noten sichtbar geworden wären.

Plötzlich verstummte die Melodie. Ich hatte nicht damit gerechnet und erschrak fast, als sich die Ruhe über die kleine Lichtung legte. Auch die Elfen tanzten nicht mehr. Sie standen für einen Moment still, bevor ihre Arme nach unten sanken und sich die Hände lösten. Keine berührte mehr die andere. Nicht auf der Lichtung und auch nicht in den Ästen, Zweigen oder in den Kronen. Sie blieben wie erstarrt. Nicht einmal ein Zittern der Flügel. Mir gelang es, durch die schmalen Körper zu schauen.

Der rote Ryan hatte seine Flöte sinken lassen. Für eine Weile stand er in einer Haltung da, als wollte er den längst verflossenen Klängen noch nachlauschen.

Erst dann drehte er sich um. Bedächtig, nur nichts überstürzen. Er steckte seine Flöte in dem Augenblick weg, als er sich um 90 Grad gedreht hatte, so dass er mir ins Gesicht blicken konnte. Unsere Blicke trafen sich. Er hatte grünlich schimmernde Augen. Noch immer umgab ihn ein Rätsel. Über seine Herkunft wusste ich nichts,

auch nichts über seine Aufgabe. Er war ebenso geheimnisvoll wie das gesamte Land, in dem er lebte.

Zwei Schritte ging er auf mich zu. Seine Füße schleiften durch das Gras. Ich hörte das leise Geräusch, als die Halme gebogen wurden. Der rote Ryan blieb stehen, richtete seine Augen auf mich und deutete so etwas wie eine Verbeugung an.

»Willkommen im Reich der Legenden, Geisterjäger«, sagte sie und begann laut zu lachen...

Mandra Korab hatte sein eigenes Schicksal vergessen. Er schaute nur auf dieses große, geheimnisvolle Rad, in dessen Zentrum sich ein zweites befand, das ebenfalls ausgefüllt wurde.

Ein Druidenstern. Zeichen umgaben ihn. Und es waren die gleichen Symbole, die John Sinclair auf seinem Kreuz hatte. Wie konnte das möglich sein?

Mandra hatte lange Zeit außer Gefecht gelegen. Er war in eine Planke eingeschlossen und hatte nichts von den Abenteuern und Niederlagen gewusst, die sein Freund erlebt hatte. So war ihm auch entgangen, das John Sinclairs Kreuz nicht mehr so aussah, wie er es in Erinnerung hatte. Denn genau die Zeichen, die Mandra Korab auf dem Rad entdeckte, befanden sich nicht mehr auf dem Kreuz des Geisterjägers. Jemand hatte sie gestohlen. Eine sehr mächtige Person, fast schon gleichzusetzen mit dem absoluten Herrn des Bösen, mit Luzifer. Aber die Zeichen waren nicht von ihm entwendet worden, sondern von seiner überaus starken Helferin.[\[2\]](#)

Bisher hatte der Geisterjäger noch kein Gegenmittel finden können. All dies war dem Inder unbekannt. Deshalb stand er da und staunte das seltsame Rad an.

Leider befand sich niemand in der Nähe, der Mandra Korab hätte eine Erklärung geben können, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als zunächst einmal abzuwarten.

Obwohl Mandra Korab dieses Rad dicht vor sich stehen sah, konnte er noch immer nicht erkennen, aus welch einem Material es bestand. Das konnte Holz sein, aber auch Metall. Er hätte es anfassen müssen, um es festzustellen. Eine Erklärung bekam er auch nicht. Und wer hätte sie ihm schon geben sollen.

Mandra hatte wieder Bodenkontakt bekommen, stand mit beiden Füßen auf dem rauhen Stein und sah den Armen zu, die von ihm wegglitten und sich hinter dem Rad aufbauten. Lange konnte Mandra sich nicht halten. Er spürte das Zittern in den Knien, merkte die Schwäche, schwankte schon und setzte ein Bein zurück, um einen besseren Stand zu bekommen.

Das klappte nur für eine kurze Zeitspanne, dann war es vorbei. In den Knien wurde der Inder zu schwach. Er sank zu Boden und blieb in seiner hockenden Haltung, ohne auch nur ein Glied zu bewegen. Sein Augenmerk richtete sich auf den Kreis.

Niemand hatte ihm bisher eine Erklärung gegeben, die beiden geisterhaften Gestalten der Dämonen konnten nicht reden, die Arme ebenfalls nicht, und doch vernahm Mandra Korab eine Stimme. Sie war da, er sah den Sprecher nicht, auch wenn er sich drehte, aber er schien überall anwesend zu sein, denn die Stimme drang von allen Seiten auf ihn zu.

Sie kam aus der Luft. Von einer Ecke bis zur anderen füllte sie die flache Mulde aus, wurde zu einem Echo, und Mandra vernahm sie als Dröhnen in seinen Ohren.

»Ich bin der Herrscher dieses Landes«, wurde ihm erklärt. »Man hat mich damals herausgefordert. Ich war gezwungen, meine Passivität aufzugeben, weil einer deiner Dolche auch mein Reich nicht verschonte. Ich wohnte in der Erde, ich lebte auch in der normalen Welt, obwohl mein Reich das Land Aibon ist. Aber Männer kamen, um den Dolch zu finden. Es waren gefährliche Menschen, die flogen mit einem Vogel aus Metall, aber ich bewies

ihnen, dass ich stärker bin. Weißt du nun, Mensch, mit wem du reden wirst?«

»Nein, noch nicht!« flüsterte Mandra. Obwohl er leise gesprochen hatte, war er genau verstanden worden.

»Kennst du mich wirklich nicht? Ich bin Guywano, der alte Druide, und ich herrsche in diesem Reich mit eiserner Strenge. Mir gehorcht Aibon, auch wenn es Gegenkräfte gibt, die mich nicht mögen. Ich bin derjenige, der dafür sorgen wird, dass Aibon sich aus dem Dunkel der Dimensionen erhebt und Kontakt mit anderen Welten aufnimmt, denn ich allein besitze die Macht. In meiner Hand befindet sich etwas, von dem die meisten Menschen nur träumen können...«

Mandra Korab wusste, was der unsichtbare Sprecher wollte. Er tat ihm auch den Gefallen. »Wovon redest du?«

»Es steht vor dir.«

»Das Rad?«

»Ja, es ist das Rad. Aber ein besonderes, wie du dir sicherlich denken kannst. Es besteht aus zwei Kreisen und dem großen Druidenstern, und es hat einen bestimmten Namen bekommen. Es ist das, was von den Menschen stets symbolisch gemeint wird, ohne dass diejenigen, die davon reden, überhaupt wissen, dass es tatsächlich existiert. Ich aber will es dir erklären. Was du dort siehst, ist das Rad der Zeit...«

Das Rad der Zeit! Mandra Korab konnte nicht vermeiden, dass ein Schauer über seinen Rücken lief, der sich zu einer Gänsehaut verdichtete.

Er hockte auf dem Boden und schaute auf das Rad der Zeit. War es eine Lüge, entsprach es den Tatsachen?

Es war schwer für ihn, den Erklärungen zu glauben. Bisher hatte er den Begriff stets als ein Sprichwort aufgefasst, aber befand er sich nicht in einer Welt, wo alles anders war? Es konnte durchaus möglich sein, dass dieses Rad der Zeit existierte, denn in diesem

Land sollten bekanntlich Legenden und Märchen zur Wahrheit werden. Hier waren sie entstanden, bevor sie auf irgendwelchen geheimnisvollen Wegen zu den Menschen gelangten, die sie weitererzählten.

»Du glaubst mir nicht?« sprach Guywano den Inder an.

»Es fällt mir schwer.«

»Das kann ich mir vorstellen. Immer wieder will die Arroganz der Menschen solche Dinge nicht wahrhaben, die es tatsächlich gibt. Wenn die Menschheit von Vorgängen erfährt, die nicht in ihre Welt hineinpassen, ignoriert sie diese Dinge einfach. Und das empfinde ich als überheblich. Deshalb werden sie auch die Quittung bekommen. Und mit dir mache ich den Anfang.«

»Wieso? Was hast du vor?«

»Ich werde dich auf das Rad der Zeit binden lassen!« erklärte Guywano mit fester Stimme.

Mandra ließ einige Sekunden verstreichen, bevor er seine einfache Antwort formulierte. »Und dann?« fragte er.

Die Stimme aus dem Unsichtbaren lachte. »Das Rad der Zeit ist etwas ganz Außergewöhnliches. Denke nach, was man mit einem Rad alles anstellen kann, Mandra.«

»Man kann es drehen.«

»Sehr richtig. Man dreht es vor oder zurück. Das ist normal. Aber dieses Rad hat noch eine ganz besondere Eigenschaft. Wenn ich das Rad vordrehe, wird die Magie wirksam. Das heißt, derjenige, der auf das Rad der Zeit festgebunden wurde, erlebt nicht mehr die Gegenwart, er rutscht hinein in die Zukunft. Er wird beim Vordrehen des Rades die Zukunft erleben, und wenn ich es zurückdrehe, hat er das Vergnügen, in der Vergangenheit zu sein. Aber nicht nur er erlebt so etwas mit, auch die Umgebung verändert sich für ihn. Magie macht es möglich. Über die Jahrhunderte hinweg haben die alten Zauberpriester der Druiden geforscht, um die Zeit zu begreifen. Sie

wandten all ihr Wissen an, mit dem man sie ausgerüstet hat, und sie schafften es, das Rad der Zeit zu konstruieren, denn nirgendwo im All sind die Bedingungen so günstig wie im Paradies der Druiden, im Lande Aibon. Dieses Rad der Zeit ist eines der großen Geheimnisse des Druidenreichs...«

Mandra Korab hatte staunend zugehört. Was waren die veränderten Dolche noch gegen Worte aus dem Mund Guywanos. Wenn das tatsächlich alles stimmte, erlebte Mandra Korab ein unwahrscheinliches Abenteuer. Dann stand er einem Wesen gegenüber, dessen Macht praktisch unbegrenzt war, solange das Rad der Zeit existierte. Wenn nur John Sinclair bei ihm gewesen wäre und alles hätte hören können. Auf seinen Kommentar wäre Mandra mehr als gespannt gewesen. Sein eigenes Schicksal hatte er vergessen und auch die Schwäche, die in seinem Körper steckte. Dafür hatte die Antwort des Guywano weitere Fragen in ihm aufgewühlt, die er unbedingt stellen wollte.

»Ich habe die beiden Dreiecke gesehen«, erklärte er und nickte dabei.

»Aber was ist mit den geheimnisvollen Zeichen an deren Rand? Sie sind nicht einmalig...«

»Nein, das sind sie nicht oder doch. Es kommt darauf an, wie man es sieht.«

»Sinclair, er hat...«

»Das weiß ich«, erwiderte die Stimme. »Der Geisterjäger John Sinclair hat sie auf seinem Kreuz getragen...«

»Wieso? Er trägt sie noch...«

»Nein, nicht mehr, denn sie wurden ihm gestohlen.«

»Was?« Diesmal schrie Mandra sogar.

»Ja. Eine seiner größten Feindinnen, Lilith, trägt dafür die Verantwortung. Sie hat ihm mit ihrer Tat bewiesen, wie wenig mächtig sein Kreuz letztendlich ist, auf das er sich immer so

verlassen hat. Man hat ihm das letzte Rätsel gestohlen...«

»Lilith?« fragte Mandra. »Was hat sie mit euch zu tun? Oder mit dir? Ich meine, ich kenne sie nicht...«

»Sie war die erste Hure des Himmels. Bei der ersten großen Auseinandersetzung zwischen den Erzengeln und Luzifers Gefolge ist auch sie mit in die ewige Verdammnis gestoßen worden. Wie zahlreiche Abtrünnige Engel ebenfalls...«

»Aber sie kamen in die Hölle!« schrie Mandra.

»Nicht alle!«

»Wieso?«

Guywano merkte etwas von der Überraschung des Gefangenen und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Der mächtige Druidenpriester wusste, dass er mit seinen Erklärungen an Fundamenten rüttelte, auf die die Menschheit vieles aufgebaut hatte, aber er wollte nicht alle Geheimnisse preisgeben, deshalb sagte er: »Nimm es so hin, wie es ist. Ich sage dir nur noch eines. Es gibt, wenn ich so reden will wie ihr Menschen, den Himmel, die Hölle, und es gibt etwas dazwischen.«

»Das ist Aibon?« fragte Mandra.

»Ja. Nur wissen es die meisten nicht. Aber es gab früher einmal Menschen, die Aibon nicht vergessen haben. Heute werden sie als Ketzer bezeichnet. Damals jedoch suchten sie die Wahrheit. Man nennt oder nannte sie Templer-Ritter, und sie waren auf der Suche nach dem Dunklen Gral, der Aibon das Leben gibt.«

»Du kennst ihn?« fragte Mandra.

»Ich herrsche über Aibon.«

»Dann sag es mir...«

»Nichts werde ich sagen, überhaupt nichts. Du bist und bleibst mein Gefangener, und Gefangene dürfen nicht alles erfahren. Ich würde mich gegen meine eigenen Gesetze stellen, die ich aufgebaut habe. Ich versprach dir etwas, das möchte ich nun einhalten.«

»Das Rad?«

»Ja, Mandra Korab, du wirst nach langer Zeit der erste sein, den ich an das Rad binden lasse. Das Rad der Zeiten wird für dich zu einem immerwährenden Gefängnis werden. Du brauchst keine körperliche Folter zu erleiden, aber du wirst Dinge erleben, die viel schlimmer sind, wenn ich das Rad in Bewegung setze.«

Die letzten Minuten waren dem Inder fast wie ein Traum vorgekommen. Er hatte es einfach nicht wahrhaben und fassen wollen, nun merkte er, dass er nicht in seinem Palast lag und alles, was ihn umgab, zur Realität gehörte.

Aibon sollte zu einem für ihn immerwährenden Grab werden. Und das alles, weil er die letzten beiden Dolche hatte finden wollen, die ihm gehörten und keinem anderen.

Während der Erklärungen des unsichtbar gebliebenen Guywano hatten sich die Dolche im Hintergrund gehalten. Ebenso wie die Arme. Nun schwebten sie vor.

Mandra sah auch wieder die beiden schrecklichen Gestalten der Dämoninnen. Er machte sich keinerlei Gedanken darüber, wie es möglich sein konnte, dass diese Wesen aus einer ganz anderen Mythologie auch Verbindung zu Aibon halten konnten. Dieses geheimnisvolle Land schien tatsächlich alles in sich zu vereinen. Es war zu einem gewaltigen Magneten der Magie geworden, das alles zu sich heranzog. Himmel, dann Aibon und danach erst die Hölle. So also sah die genaue Konstellation aus.

Mandra wollte natürlich Einzelheiten wissen. Er traute sich nicht mehr zu fragen. Guywano hatte ihm erzählt, was erzählt werden musste, alles andere würde er für sich behalten.

Der indische Geisterjäger hatte im ersten Moment daran gedacht, es mit einer Flucht zu versuchen. Doch trotz der relativen Ruhe, die man ihm gegönnt hatte, war es ihm nicht möglich gewesen, wieder zu Kräften zu kommen. Es gelang ihm kaum mehr, einen Arm zu heben,

die Lethargie war zu groß.

Und die Hände näherten sich. Finger waren ausgestreckt. Arme, die einmal Dolche gewesen waren und auf seiner Seite gestanden hatten, griffen nach ihm und packten eisenhart zu.

Wieder spürte Mandra den Druck unter den Achseln, desgleichen an seinen Oberschenkeln und an den Schultern.

Sie hoben ihn hoch. Mandra schaute dabei schräg in die Höhe und auch über den Rand der Mulde hinweg. Über ihr schwebend, ob nah oder fern, das konnte er nicht feststellen, sah er eine geisterhafte Gestalt. Sehr groß, dennoch normal wirkend, und mit weißen, langen Haaren, die wie eine große Fahne im Wind flatterte. Er war es auch, der das helle Gewand gegen den Körper des Zuschauers drückte. Mandra Korab wusste, wen er da sah.

Es war Guywano, der mächtige Druidenfürst, der Herrscher dieses Landes.

Dem Inder fiel ein, dass auch sein Freund John Sinclair Aibon falsch eingeschätzt hatte. Viel zu harmlos. Dieses Aibon war gefährlicher, als man es je hatte einschätzen können.

Mandra konnte nichts unternehmen. Er hing in den Griffen fest. Die schwebenden Arme schafften ihn auf das Rad zu, das größer war als er. Wenn er dort festgeschnallt werden sollte, musste er die Arme und Beine schon ausstrecken, um den äußeren Rand des Kreises zu erreichen. Erst als er sich in der unmittelbaren Nähe des Rads befand, erkannte Mandra, dass der innere Kreis und damit auch die magischen Zeichen ein wenig vorstanden. Bestimmt sollte Mandra dahinter festgeschnallt werden.

So war es auch. Die schwebenden Arme, die ihn hielten, pressten ihn in die Kreise hinein und rissen ihm gleichzeitig Arme und Beine so in die Höhe, dass sein Körper ein großes X bildete und Mandra mit seinen Händen und Füßen an der Innenseite festklemmte. Sie bogen ihm sogar noch die Finger um das Rad und waren zufrieden.

Erst jetzt stellte der Inder fest, dass dieses große Rad aus Metall bestand. Das war kein Holz, das da so kühl seine Haut berührte, sondern reines Metall.

Die Arme wichen zurück. Mandra zählte mit. Eins, zwei, drei, vier... Den fünften sah er nicht.

Dafür seine beiden Dolche, die nahe der vier Arme schwebten. Aber wo befand sich der fünfte? Mandra sah ihn nicht, er spürte ihn nur. Aber auch nicht an seinem Körper, sondern am Rad.

Die Hand klammerte es fest. Es gab einen kurzen Ruck, der nicht allein auf das Metall beschränkt blieb, sondern sich auch auf Mandras Körper übertrug. Er dachte noch daran, was Guywano ihm gesagt hatte. Drehte man das Rad vor, erlebte er die Zukunft. Drehte man es zurück, die Vergangenheit...

Mandra Korab wurde in die Zukunft hineingezogen, denn die Hand hatte das Rad der Zeit nach rechts gedreht...

Der rote Ryan hatte sicherlich einen Grund zur Freude, ich weniger, denn sein Lachen gefiel mir überhaupt nicht. Es klang nicht fröhlich, eher das Gegenteil davon. Überheblich, hämisch und auch triumphierend, denn endlich hatte er mich. Ich sah ihn als Feind an. Vergessen, was er uns angetan hatte, konnte ich nicht. Suko und ich wären in dem Wagen mitverbrannt, hätten wir nicht schnell genug reagiert. Andererseits hatte uns der rote Ryan später nichts getan, dann wiederum war Miriam di Carlo von ihm in eine Falle gelockt worden.

Es war tatsächlich ein besonderer Mann, der vor mir stand und allmählich aufhörte zu lachen.

Ich wischte dem Blick seiner grünen Augen nicht aus. Und auch er traf keinerlei Anstalten, seine Augen zu schließen oder die Blickrichtung zu verändern. So maßen wir praktisch mit den Augen unsere Kräfte. Bis er nickte. »Du hast den Weg zu mir gefunden«, sagte er dabei.

»Das ist gut.«

Ich wollte gleich klare Fronten haben. »Ob es so gut war, zu dir zu kommen, darüber lässt sich streiten.«

»Wieso? Traust du mir nicht?«

»Nein.«

Er breitete die Arme aus und hob sie auch an. Fehlte nur noch, dass er anfing zu tanzen. »Was willst du bei uns?« fragte er.

»Ich wollte nicht viel. Man verschleppte mich hierher.«

Erstaunt schaute er mich an, wobei ich nicht wusste, ob er schauspielerte. »Und wer tat es?«

»Freunde von mir.«

»Sag mir ihre Namen!«

Ich hatte keinen Grund, davon Abstand zu nehmen, sprach von Myxin und dem Eisernen Engel, aber der rote Ryan hob nur die Schultern. »Sie hören sich geheimnisvoll an, aber ich habe sie noch nicht gesehen. Tut mir ehrlich leid.«

»Das braucht es dir nicht. Sicherlich gibt es in Aibon viele Kräfte, von denen du nichts weißt.«

Der rote Ryan nickte. »Das ist möglich.«

Nach diesen Worten schaute er mich prüfend an. Seine Blicke wanderten an meiner Gestalt entlang nach unten, als wollte er jeden Zentimeter meines Körpers sehr genau prüfen. Mich drängte die Zeit. Ich war von meinen Freunden weggetrieben worden, wahrscheinlich befanden sich der Eiserne und Myxin in irgendeinem verlorenen Teil dieses Riesenlandes, und ich stand hier herum, ohne dass etwas passierte.

»Fertig?«

Ryan lächelte. Diese Mimik gab seinem Gesicht etwas Spitzbübisches und machte mir den Mann irgendwie sympathisch.

»Ich musste dich anschauen. Du heißt Sinclair, nicht?«

»Ja, John Sinclair.«

»Gut, John. Weshalb setzen wir uns nicht?« Er deutete zum Rand der Lichtung. »Dort?«

»Ja, es ist mein Lieblingsplatz.«

»Ich habe nicht viel Zeit.«

Er war schon vorgegangen, blieb stehen und hob den Arm. »Zeit muss man sich hier nehmen als Mensch. Für Aibon selbst ist sie bedeutungslos geworden. Ob hier Stunden, Tage oder nur Sekunden vergehen, das spielt für uns keine Rolle. Nur die Menschen sind so. Komm mit mir. Dort gibt es einen Stamm, auf dem wir Platz nehmen können.«

Ich hob die Schultern. Etwas anderes blieb auch nicht übrig. Ich war fremd in Aibon und kannte nurmehr Miriam di Carlo, aber sie ließ sich nicht blicken.

Die gesamte Zeit über hatten mich die seltsamen, kleinen Gestalten nicht aus den Augen gelassen. Ihre Blicke waren nicht feindlich, auch nicht freundlich, man konnte sie mit dem Wort neutral bezeichnen. Darüber war ich schon froh, und auch über den Sinneswandel des roten Ryan. Wenigstens hatte er nicht versucht, mich anzugreifen. Im Gegenteil, soviel Freundlichkeit machte mich misstrauisch. Er hatte sich bereits auf dem querliegenden Baumstamm gesetzt, als ich ihn erreichte. Lächelnd klopfte er auf die Rinde neben sich. »Nimm doch endlich Platz, John!«

Ich ließ mich nieder. Dabei drehte ich den Kopf und schielte auch in die Höhe. Über mir lagen noch immer die Frauengestalten auf den Ästen und Zweigen. Manche von ihnen hatten Lagen eingenommen, die mich an träge Katzen erinnerten, wenn sie sich den Strahlen einer warmen Sonne hingaben. Sie beobachteten nur und hatten die Augen zu schmalen Schlitzen verengt. Die größeren von ihnen trugen die Haare lang. Manche reichten bis zu den Hüften. Kleidungsstücke waren bei ihnen verpönt. Diese Wesen präsentierten sich mir völlig bloß. Dennoch hatte diese Tatsache nichts Aufreizendes an sich.

Diese Posen strahlten eine gewisse Natürlichkeit ab, die auch mich beeindruckte. Der Wald um uns herum schien voll von diesen Wesen zu sein. Wobei ich mir noch immer nicht darüber im klaren war, um was es sich bei ihnen genau handelte. Ich saß neben Ryan. Der schaute lächelnd auf seine Schuhspitzen. Auch die Schuhe schimmerten grün. An manchen Stellen glänzten sie abgewetzt, jedenfalls bestanden sie aus einem weichen Leder.

»Und du willst mich nicht töten?« fragte ich und überraschte ihn mit dieser Frage.

»Weshalb sollte ich?«

»Einmal hast du es versucht. Du erinnerst dich?«

Er nickte. »Ja, es liegt noch nicht lange zurück. Da griffen Kräfte nach uns, die ich nicht überblicken konnte. Ich fühlte mich schuldig an den Vorgängen und griff dann ein. Ich kannte euch auch nicht, da ich dachte, dass ihr zu den anderen gehören würdet.«

»Das hätte uns fast das Leben gekostet.«

»Musst du damit nicht immer rechnen?«

»Schon, aber ich will das Risiko so klein wie möglich halten, wenn du verstehst.«

»Das ja...«

»Dann wären wir uns einig.«

Er stimmte mir lächelnd und nickend zu. »Sicherlich hast du Fragen, John. Stelle sie.«

»Natürlich. Aber kann ich sie mir zeitlich erlauben?«

Der rote Ryan schüttelte den Kopf. »Du musst die Zeit vergessen. Es gibt sie bei uns nicht.« Er hob die Schultern und sagte etwas, das ich nicht begriff. »Wir liegen hier zwischen dem Anfang und dem Ende, John Sinclair.«

Ich lachte leise. »Wie meinst du das?«

»Dieses Land ist das, von dem die Menschen oft träumen. Kein Schlaraffenland, aber eine Dimension der Legenden und Märchen.«

Er zeichnete mit der Spitze des rechten Zeigefingers einen Strich in die Luft und meinte damit die kleinen Wesen, die ihn während seines Flötenspiels tänzerisch begleitet hatten. »Kannst du dir denken, wer sie sind, John Sinclair?«

»Nein, nicht direkt.«

»Ihr Menschen habt den gleichen Ausdruck dafür wie ich. Es sind die Elfen...«

Ich musste wohl ziemlich verdutzt aus der Wäsche geschaut haben, denn er begann zu lachen. »Ja, die Elfen. Sie leben hier im Land der Märchen und Legenden. Manchmal erscheinen sie Menschen, vor allen Dingen Kindern in ihren Träumen, aber nicht, um sie zu erschrecken, und sie haben auch mit dem Anfang und dem Ende der Zeiten zu tun.«

»Wie das?«

Ryan runzelte die Stirn. Er hatte eine ziemlich helle Haut und auch zahlreiche Sommersprossen. »Um dir darauf eine Antwort zu geben, muss ich zum Beginn der Zeiten zurückgehen.«

»Ich hindere dich nicht daran.«

»Es ist aber schwer, das zu glauben, was ich dir nun erklären möchte.«

»Da mach dir mal keine Sorgen, Ryan. Ich bin viel gewohnt. Mich kann so leicht nichts erschüttern.«

»Wir werden sehen«, erwiderte er mit einem ungewöhnlichen Ernst in der Stimme.

Natürlich war ich neugierig und auch gespannt. In den nächsten Sekunden erfuhr ich etwas, das kaum zu glauben war. »Als die Welt erschaffen wurde, gab es schon zwei Seiten. Einmal die Seite des Lichts, auch das Gute genannt, und wenig später schon die Seite des Bösen, der Dunkelheit. Denn nicht alle Kräfte, die dem Licht zuerst zugetan waren, wollten auch so bleiben. Viele wurden rebellisch, sprangen ab. Heerscharen von Engeln sammelten sich um Luzifer,

den Anführer des Bösen. Doch der Erzengel Michael stieß sie in die ewige Verdammnis, von den Menschen auch Hölle genannt. Kein Rebell wurde geschont, und Michael führte sein Schwert mit gnadenloser Präzision. Ob männlicher oder weiblicher Engel, sie alle verschwanden in den Tiefen, und es waren auch welche dabei, die heute einen anderen Namen besitzen.«

»Die Elfen?« fragte ich.

»Richtig, John. Ich sehe, dass du anfängst, es zu durchschauen. Es wäre wohl nicht richtig gewesen, die Elfen mit den rebellischen Engeln in einen Topf zu werfen, obwohl sie oft als Rebellen bezeichnet worden sind. Fest steht, dass man sie aus dem Himmel hinausschleuderte, aber sie fielen nicht bis in die ewige Verdammnis, sondern blieben fortan in einem Reich, das Aibon heißt und praktisch zwischen dem Anfang und dem Ende steht. Es gibt Mythologien, Sagen und Legenden, die Aibon meinen, aber einen anderen Namen dafür geprägt haben. Vielleicht auch Fegefeuer, aber das alles hat nichts zu sagen. Aibon ist die Zwischenwelt und kann von allem profitieren. Von dem Guten und von dem Bösen. Deshalb gibt es auch hier zwei gewaltige Kräfte, die gegeneinander stehen.«

Ich saß da, hatte den rechten Arm angewinkelt, den Ellbogen auf mein Knie gestellt und das Kinn in die offene Handfläche gestützt. Was man mir hier mit relativ wenigen Worten berichtet hatte, war kaum zu überblicken. Der rote Ryan hatte mir, dem Menschen, das Rätsel des Landes Aibon erklärt. Und wie oft schon hatte ich darüber nachgedacht. Nun wusste ich Bescheid.

»Das also ist Aibon!« flüsterte ich noch immer unter dem Eindruck des Gehörten.

»Ja, das ist Aibon. Aber nur ein Teil davon. Es gibt zahlreiche Geheimnisse in diesem Land.«

»Wie den Dunklen Gral.«

»Auch ihn.«

Ich sprang sofort darauf an. »Du kennst das Geheimnis des Dunklen Grals?« fragte ich.

»Nein, ich nicht. Ich bin hier für diesen Teil verantwortlich, denn ich bin der Führer der Elfen. Ich bin ihr König, ihr Herr, sie gehorchen mir. Aibon ist ein Auffangbecken für Geister, und so soll es auch bleiben. Denk an die Männer in Grau. Auch sie sehen zwar aus wie Menschen, aber es sind keine. Sie entstammen ebenfalls der Vergangenheit und haben sich nur angepasst, denn Aibon ist dabei, sich auszudehnen.«

»Es nimmt Kontakt auf.«

»So kann man es sagen. Es ist mächtig und versucht, andere Grenzen zu erreichen und zu überschreiten.«

Während dieser Antwort hatte ich ein paar Mal genickt. »Das habe ich gemerkt. Wäre es anders gewesen, hätte ich kaum die Chance gehabt, hierher zu kommen.«

»So muss man es sehen.«

»Willst du mir nichts über den Dunklen Gral sagen?« fragte ich.

Er schaute mich an. Ehrlichkeit las ich in seinem Blick. »Ich kann es nicht. Was nutzen dir ein paar Hinweise oder Stücke...«

»Sag sie ruhig...«

»Der Dunkle Gral ist uralt. Die Menschen haben ihn nur vergessen. Es ist die geheimnisvolle Schale, nach der die Templer-Ritter schon immer gesucht haben. Das war vor tausend Jahren nach deiner Zeitrechnung. Man ist noch immer auf der Suche, und innerhalb des Dunklen Grals sind die Geheimnisse des Landes Aibon sowie des Lebens und des Sterbens in diesem Land vereint. Der Dunkle Gral ist mächtig, aber auch gefährlich, wenn man ihn nicht beherrscht. Um ihn zu finden und erklären zu können, muss man das Rad der Zeit finden, das ebenfalls existiert. Jedoch in einem anderen Teil dieses Landes, und es wird scharf bewacht, von einem mächtigen Druidenfürst, den du auch kennst.«

»Guywano.«

»Sehr richtig.«

Ich war elektrisiert. »Wenn ich das Rad also finde...«

»Gib dir keine Mühe. Es bleibt den Menschen verschlossen, wenn Guywano es nicht will. Nur würdest du überrascht sein, wenn du es sehen könntest.«

»Wieso?«

»Das Rad der Zeit ist mit Zeichen versehen, die auch du kennen musst«, erwiderte der rote Ryan. »Mehr kann ich dir nicht sagen, aber denke immer an eines und nimm diesen Ratschlag auch an. Ich, der Herrscher über das Elfenreich, sage dir, dass es nichts in unserem gesamten Lebenskreislauf gibt, das für sich steht. Irgendwo existiert zwischen den Dingen, mögen sie noch so unterschiedlich erscheinen, immer ein Zusammenhang. Ob Aibon, die normale Welt, aus der du kommst, oder andere Reiche, die Grenzen sind fließend geworden. Das Uralte, das früher einmal gewesen ist, kehrt zurück, und aus dem Alten wird das Neue geboren, so bleibt der Kreislauf der Ewigkeit bestehen.«

Ich ließ mir die Worte des roten Ryan durch den Kopf gehen. Wenn ich darüber nachdachte, musste ich ihm recht geben. Irgendwo gab es immer Verbindungen, lief das eine in das andere über, doch ich hatte keine Zeit, mich um diese philosophischen Gedanken zu kümmern, die konkreten Tatsachen waren viel wichtiger für mich. Ich kannte jetzt Ryans Aufgabe, sein Geheimnis, aber ich wusste noch immer nicht, wer er wirklich war.

»Wer bist du?« fragte ich ihn deshalb.

»Der rote Ryan.«

»Das sehe ich. Aber warst du das immer?«

»Ja und nein...«

»Wie lange existierst du schon?«

»Es würde deinen Zeitbegriff sprengen. Ich bin der rote Ryan für

dich. Damit solltest du dich abfinden.«

Ich schaute ihn an. Er verlangte viel von mir, denn ich war ein Mensch, den der Beruf geprägt hatte, da ich ständig nachforschte und den Tatsachen auf den Grund gehen wollte.

In seinem Gesicht stand zu lesen, dass er mir keine Fragen mehr beantworten würde. Das las ich auch seinen Augen ab, die ihre grüne Farbe verloren hatten. Sie waren anders geworden. Nicht blau, nicht grün, auch nicht braun, sondern klar und hell. Ich blickte in zwei Pupillen, die sich mir regelrecht geöffnet hatten. Ich hatte das Gefühl, in lange Röhren zu schauen und dabei noch in eine Weite hineinsehen zu können, die mir unendlich vorkam.

Einen solchen Ausdruck hatte ich bei einem normalen Menschen noch nie gesehen. Und er verschwand auch wieder. Die Pupillen nahmen wieder ihre grüne Farbe an.

»Nun?« fragte der rote Ryan und lächelte wissend. »Bist du zufrieden, John?«

»Noch weniger als zuvor.«

»Das ist nun mal so.«

Ich merkte, dass ich von ihm nichts mehr erfahren würde und kam wieder auf ein anderes Thema zu sprechen. »Du weißt, weshalb ich hier bin?«

»Nicht genau.«

»Es geht um die beiden Dolche, die wir noch finden müssen, um einem Freund zu helfen.«

»Ja, ich kenne sie.«

»Und du weißt, wo ich sie finden kann?«

Er hob die Schultern. »Aibon ist groß, manchmal kommt es mir grenzenlos vor. Ich kann es dir wirklich nicht genau sagen, wo sich die Dolche befinden.«

»Nicht hier in der Nähe?«

»Nein. Wenn überhaupt, dann sind sie in den Bereich des Landes

geschleudert worden, der zu einer anderen Seite gehört. Zu einer dämonischen, zu einer grausamen.«

»Guywano.«

»So ist es. Er herrscht mit eiserner Strenge darüber. Als König der Druiden wird er nicht zulassen, dass andere Menschen seine Kreise stören.«

Ich schlug mit der Faust in meine hohle Handfläche, so dass es klatschte. »Das alles darf mich nicht interessieren, Ryan. Ich muss hin und ihn finden. Außerdem bin ich nicht allein gekommen. Ich hatte zwei Gefährten bei mir, die ebenfalls verschollen sind...«

»Kannst du fliegen?« fragte er mich.

»Wie...«

»So weit ist es. Und dann ist es noch nicht sicher, ob du auch überlebst, John.«

»Das bin ich gewohnt. Es ist mein Beruf, so zu denken. Ich muss einfach hin.«

»Du hast Glück gehabt«, erklärte mir der rote Ryan. »Als die Brücke zwischen zwei Welten stand und ihr nach Aibon hinübergehen konntet, da stemmten sich euch mehrere Kräfte oder Magien entgegen. Unter anderem war ich daran beteiligt. Ich hatte vorgehabt, alle drei zu mir zu holen. Es gelang mir nicht, weil es jemand gab, der stärker war als ich. Viel stärker noch. Er holte deine Freunde.«

»Also wieder Guywano?«

»Richtig.«

»Dann muss ich mich ihm entgegenstellen. Ich kenne ihn. Ich habe bereits einmal...«

Der rote Ryan winkte ab. »Vergiss es, John. Vergiss es ganz schnell. Das war in deiner Welt. Sie kannst du mit der meinen nicht vergleichen. Aibon ist anders.«

»Ich will aber hin!«

Der rote Ryan sagte nichts. Er stand auf, ging zwei Schritte und schaute den Elfen zu, die fast lautlos durch das hohe Gras der Lichtung tobten.

»Die Entfernung ist groß«, hörte ich ihn sprechen. »Sehr groß, aber es gibt eine Möglichkeit, sie zu überbrücken.«

Ich stand ebenfalls auf. »Durch Magie?«

»Nicht direkt. Was für dich Magie ist, das ist für mich normal, John. Vergiss es nicht. Wir leben in einer Welt, wo Märchen und Legenden wahr geworden sind und ihre Berechtigung haben. Deshalb möchte ich dich etwas fragen. Glaubst du an Märchen?«

Ich deutete in die Runde. »Nachdem ich das hier gesehen habe, denke ich anders darüber.«

Mein neuer Partner nickte, bevor er weitersprach. »Hast du schon einmal von den Trooping Fairies gehört?«

»Eigentlich schon.«

»Die Antwort ist dünn.«

Das wusste ich selbst, aber ich kam im Augenblick nicht darauf. Der Begriff als solcher war mir nicht unbekannt. Tatsächlich hatte ich ihn schon vernommen, das allerdings lag sehr lange zurück und war noch vor meiner Zeit als Geisterjäger gewesen. In meiner Jugend und Kindheit hatte man mir davon erzählt, wenn meine Eltern und ich Urlaub auf dem Lande machten.

»Ich merke schon, dass du dich nicht so recht erinnern kannst«, sagte der rote Ryan. »Deshalb will ich dir noch einmal helfen. Die Trooping Fairies sind etwas Besonderes im Reich der Elfen. Sie gehören ebenfalls zu diesen hier lebenden Waldwesen, nur sehen sie etwas anders aus. Sie gleichen mehr den damals verstoßenen Engeln, sind im Vergleich zu den anderen sehr groß, und sie gehören zu den anmutigsten Personen der Unsterblichen, wie ich sie immer nenne. Man kann sie auch als Kavallerie des Elfenreiches bezeichnen, denn sie sitzen hoch zu Ross, und wenn sie erscheinen, erklingt ein

wundersames Glockenspiel. Die Menschen sind sprachlos vor Entzücken, wenn sie die Gestalten auf ihren schneeweissen Rössern sitzend bei hellem Mondschein über die Lichtungen reiten sehen, denn sie werden von dem Silberklang des Glockenspiels begleitet. Es gibt bisher wenige Menschen, die sie zu Gesicht bekommen haben. Wenn diejenigen darüber erzählten, so glaubte man ihnen nicht, oder man machte Legenden und Fabeln daraus. Aber einer war entzückt über die Trooping Fairies. Euer großer Dichter Shakespeare, der mehr gesehen und in seinen Dichtungen verarbeitet hat, als viele auch nur annahmen. Auch mich kannte er, denn ihm war der Blick nach Aibon vergönnt.«

Wieder wurde ich überrascht. »Ich habe aber nie gelesen, dass er dich erwähnte.«

»Doch, ich bin erwähnt worden. Nur nicht unter dem Namen, der dir bekannt ist. Ich habe noch einen anderen. Vielleicht wirst du ihn einmal erfahren, John...« Mehr wollte er zu diesem Thema nicht sagen. Er kam wieder auf die Trooping Fairies zu sprechen und sagte: »Ich habe dir eines dieser Wesen als Begleiter ausgesucht. Es wird dich in das Reich bringen, das du unbedingt sehen willst. Noch einmal möchte ich dich warnen. Du wirst es schwer haben und kannst dein Leben zwischen dem Anfang und dem Ende der Zeiten verlieren...«

»Das Risiko gehe ich ein.«

Der rote Ryan lächelte. »Ich freue mich sehr, dass du zu den Menschen gehörst, denen Freundschaft über alles geht. Ja, auch das gibt es noch.«

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als er seine Flöte aus der Tasche holte und eine wundersame Melodie darauf spielte. Sie war wohltonend in meinen Ohren, war herrlich anzuhören, und die kleineren Elfen verdrehten entzückt die Augen.

Ihnen galt die Melodie nicht, sondern meiner Begleitperson, die

sich im Wald verborgen gehalten hatte und nun hervorkam. Ich sah sie noch nicht, aber ich hörte sie, denn Ryan hatte sein Spiel unterbrochen, so dass der silberhelle Glockenklang meine Ohren erreichte. In dieser Welt war ich auf alles gefasst. Als Kind träumt man ja sehr oft von anderen Ländern, die in Wirklichkeit nicht oder nur in der Phantasie des Träumenden existieren. Doch für mich war die Welt der Märchen und Legenden real geworden, und ich fühlte mich in ihr inzwischen wohl. Ich hatte auch die Richtung festgestellt, aus der das Glockenläuten klang. Da es lauter wurde, musste die Gestalt sich bereits in unmittelbarer Nähe der Lichtung befinden.

Ich sah sie. Es war einfach umwerfend. Zuerst erkannte ich den hellen, fast weißen Schatten, der nur allmählich Umrisse annahm, so dass sich ein weißes Pferd hervorschälte, wie ich noch nie eins gesehen hatte. Und auf ihm saß die Gestalt. Der rote Ryan hatte nicht gelogen. Diese Elfe überragte die normalen, wie ich sie gesehen hatte, tatsächlich um einiges. Wenn ich schätzen sollte, würde ich sagen, dass sie ebenso groß war wie ein normaler Mensch, wenn er auf dem Pferderücken sitzt. Da sie auf mich zuritt, konnte ich in ihr Gesicht schauen. Es war schmal, weiß, fast bleich, dennoch hatte dieses Wesen nichts Leichenhaftes an sich. Und sie war erst recht keine Gestalt aus Fleisch und Blut. Sie war eben ein Engel...

Und das spürte auch mein Kreuz. Bisher hatte es sich nicht ›gemeldet‹, nun aber merkte ich die leichte Wärme, die es abstrahlte. Ich konzentrierte mich auf diese Ausstrahlung und stellte fest, dass sie nicht zunahm.

Demnach drohte mir keine Gefahr. Zwar sah ich einen ›gefallenen‹ Engel vor mir, aber der musste seine Taten längst bereut haben. Ich fühlte so etwas wie Ehrfurcht. Wenn all das stimmte, was ich erfahren hatte, sah ich vor mir eine Gestalt, die schon den Beginn der Welt erlebt hatte. Der Klumpen in meinem Magen wurde immer dicker, und ich atmete stöhnend aus.

»Du kannst ihm vertrauen«, erklärte der rote Ryan mir. Er hatte meine Reaktion falsch verstanden.

»Natürlich.«

Ich konnte meinen Blick einfach nicht von der Gestalt wenden. Sie war nicht durchscheinend, trotzdem hatte ich das Gefühl, keinen festen Körper vor mir zu sehen. Das musste ein Mittelding sein. Um den Hals hatte die Elfe ein Band geschlungen, an dem die kleinen Glöckchen hingen, die bei jedem Schritt des Pferdes in Schwung gerieten und klingelten. Das also war die Begleitmusik der Elfe, die mich zu meinem Ziel bringen sollte.

Der rote Ryan trat an mich heran. »Du musst dich hinter ihm auf den Pferderücken setzen«, erklärte er mir.

»Und was geschieht dann?«

»Wird man dich zu deinem Ziel bringen.«

»Wie?«

Er hob die Schultern und Arme. »Vertraue mir, dann wirst du es merken, John.«

Was blieb mir anderes übrig, als auf den Rücken dieses Schimmels zu steigen? Zuvor warf ich dem roten Ryan einen letzten Blick zu und sah sein aufforderndes Nicken. Er wollte, dass ich aufstieg und endlich davon ritt.

Der Reiter hockte unbeweglich auf dem Pferderücken. Er starrte nach vorn. Auch die Glocken bewegten sich nicht. Kein Klingeln ertönte, es war plötzlich still geworden. Selbst der sacht wehende Wind hatte sich zurückgezogen und war eingeschlafen.

Ich stieg auf. Beim erstenmal schaffte ich es schon und legte meine Arme automatisch um den Körper. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, hindurchzufassen, das trat nicht ein. Ich spürte einen Widerstand wie bei einem normalen Menschen, obwohl dieses Wesen sich doch so deutlich von den Menschen unterschied.

Kaum saß ich oben, als sich der Schimmel in Bewegung setzte.

Seine vier Beine schleuderte er nach vorn, ich kam mir plötzlich wie eine legendäre Gestalt vor, die das geflügelte Pferd Pegasus gefunden hatte und damit in die Wolken ritt.

Auch uns öffnete sich der Himmel. Es war herrlich. Auf einmal gewannen wir an Höhe, ich vernahm das Flüstern des Windes und auch den Klang der Glocken, der mich umwehte. Seit langer Zeit wieder fühlte ich mich frei und ungebunden. Es war mir gelungen, in die Märchenwelt des Landes Aibon einzudringen, und sie allein hielt mich voll umfangen. Sie gab mir sogar das herrliche Gefühl der Freiheit, des tiefen Durchatmens, und ich konnte verstehen, dass dieses Reich auf Miriam di Carlo einen so immensen Eindruck gemacht hatte. Auch ich konnte mich dem geheimnisvollen Zauber nicht entziehen und warf, schon hoch in der Luft schwebend, einen letzten Blick zurück auf die Lichtung zwischen den Wäldern. Sie war leer, als hätte der flüsternde Wind alles hinweggefegt. Auch von dem roten Ryan entdeckte ich nichts. Er und seine Elfen schienen nichts weiter als ein Traum gewesen zu sein...

Auch der Eiserne Engel und Myxin hatten das Gefühl, Träume zu erleben. Die grenzüberschreitenden magischen Kräfte spielten mit ihnen ebenso wie mit ihrem Freund John Sinclair. Selbst Myxin gelang es trotz seiner telepathischen Kräfte nicht, den Weg in die andere Dimension selbst zu steuern oder zu verändern. Aibon schluckte sie... Es war eine Reise wie viele andere auch. Nur mit dem einen Unterschied. Bisher hatten weder Myxin noch der Eiserne den Schritt nach Aibon hineingewagt. Es war zuvor nie nötig gewesen, bis zu dieser schicksalhaften Minute.

Und sie kamen an. Weich und federnd war ihre Landung. Der kleine Magier breitete die Arme aus. Vor seinen Augen kristallisierte sich die neue Umgebung hervor, und es war ein Land der Finsternis, der Bedrückung, der Angst...

Keine Wälder, keine saftigen Auen, nicht die Weite eines herrlichen Kontinents, von dem stets geschwärmt wurde, dafür die Welt der Düsternis, der quälenden Schatten und Gedanken.

War er hier richtig? Myxin drehte sich um. Sein Blick glitt hinein in die tiefe Schlucht, die sich vor ihm befand. Er sah den Rauch aus den breiten Felsspalten steigen, und er schaute in einen Himmel, der ihm so ungewöhnlich fremd vorkam.

Ein dunkles Grau, vermischt mit langen, grünen Schatten, die wie lange Arme in die Farbe hineinstießen. Vergeblich suchte der kleine Magier nach dem Eisernen Engel. Sein Begleiter musste von anderen Kräften erfasst und abgetrieben worden sein. Für ihn unerreichbar. Aber wo steckte John? Auch von ihm sah er keine Spur, nur eben die öden, braunen Berge und in der Ferne ein gewaltiges Wasser, groß wie ein Ozean. Über den schroffen Graten und Kuppen des Gebirges schwebte dünner Dampf, den der Wind in langen Schwaden in verschiedene Richtungen verteilte.

Ein wissendes Lächeln umspielte die Lippen des kleinen Magiers. Er wusste genau, was sein oder seine Gegner im Schilde führten. Bewusst war er von seinen Gefährten getrennt worden, denn als einzelner war er immer schwächer als in der Masse.

Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auf die Suche zu begeben. Dies in einem Land, das er nicht kannte und von dem er auch nicht wusste, welche Ausmaße es besaß.

Durch Myxins magische Begabung waren auch seine Sinne dementsprechend geschärft worden. Sie reagierten wie Antennen, und dem kleinen Magier gelang es, die unsichtbaren Ströme zu fühlen und aufzunehmen, die sich unter diesem düsteren Himmel ausgebreitet hatten. Es waren dunkle, böse Vorahnungen, die ihm entgegenwehten und von schaurigen Ereignissen berichteten, die sich irgendwo in der geheimnisvollen Tiefe des Landes ereigneten.

Vorsichtig setzte Myxin seinen Weg fort. Er rechnete damit, jeden

Augenblick angegriffen zu werden, hatte seine Blicke überall und ließ auch nicht den Himmel aus. Noch blieb es ruhig... Er konnte weitergehen und schritt tiefer in das geheimnisvolle Land hinein, das den Namen Aibon besaß und angeblich eine grüne Insel sein sollte. Davon entdeckte er hier nichts. Ihm kam es vor wie ein Todesstreifen, der von ihm durchquert wurde.

Weder Geister, Dämonen noch Ungeheuer bekam er zu Gesicht. Die Einsamkeit erdrückte ihn fast, und er spürte dank seiner magisch geschärfsten Sinne, dass er belauert wurde.

Mit jedem Schritt, den der kleine Magier zurücklegte, wurde die Bedrohung größer. Sie rann fast über seinen Körper, er merkte, dass einiges nicht stimmte, ortete die Gefahr und fand auch den Kernpunkt heraus.

Es war ein Hügel. Er wuchs vor ihm in die Höhe und glich an seiner Spitze einem eingedrückten Buckel, den man auch als eine Mulde bezeichnen, in die Myxin allerdings nicht hineinschauen konnte. Der Hügel sah wie alles in diesem Teil des Landes dunkel aus. An seinen Rändern hatten sich Rauch- oder Nebelfetzen festgesetzt, die im leichten Wind zitterten.

Aus dem Nebel stieg eine Gestalt. Für Myxin sah es so aus. Tatsächlich aber bildete sie sich aus den über dem Hügel liegenden Sphären hervor, wurde größer und größer, so dass sie, von Myxin aus gesehen, schon fast die Größe eines Riesen einnahm.

Ein großer Kopf, der von schlöhweißen, leicht gelblich schimmernden Haaren umgeben wurde. Dazu trug der Druide ein langes Gewand. Der Wind wehte gegen seinen Rücken und trieb den Stoff des Kleidungsstücks leicht in die Höhe. Er stand dort wie ein Mächtiger, wie jemand, der sich seiner Stärke genau bewusst ist und keinen anderen neben sich gelten lassen will. Sein Gesicht wirkte alt, wie borkige Rinde, und dennoch war diese Person völlig zeitlos.

Myxin hatte sie noch nie so deutlich gesehen, auch nie getroffen,

aber er wusste trotzdem, um wen es sich handelte. Guywano!

Er war der Herrscher des Landes Aibon. Er gehörte zu den gewaltigen Geschöpfen, die über ein Imperium der Schwarzen Magie regierten und keinen anderen neben sich duldeten. Auch Myxin nicht. Guywano hatte den kleinen Magier längst entdeckt und sprach ihn auch an. »Komm her...«

»Nein!«

Wer Guywano widersprach, musste es büßen. Das merkte auch Myxin. Er konnte sich gegen die Kraft des Druiden nicht anstemmen. Plötzlich wurde er gepackt, in die Höhe geschraubt, gedreht und auf Guywano zugezerrt. Der kleine Magier geriet in einen Strom, aus dem er sich nicht mehr befreien konnte.

Er schwebte über das Land, in dem es keine Freunde gab, kein Lachen und kein Leben. Auch Myxin, selbst ein Magier, musste diesen Gesetzen gehorchen, um in eine Rolle gezwungen zu werden, die ihm überhaupt nicht lag. In die des Verlierers.

Er nahm den bösen Geruch wahr. Kein Riechen im eigentlichen Sinne, eher ein Melden der Gefahr, der bösen Ströme dieser Welt, und er sah Guywano vor sich auftauchen, der zu einer gewaltigen Größe herangewachsen war, im Windstrudel stand und auf ihn wartete. In seinem Borkengesicht wirkten die Augen wie klare, kalte Seen, deren Tiefe nicht mehr auszuloten war.

»So denn!« rief er dem kleinen Magier entgegen. »Du hast es gewagt, in meine Welt zu kommen, in eine Welt ohne Rückkehr, so wie es die Legende den Menschen verspricht...«

Das letzte Wort war soeben verklungen, als der kleine Magier Kontakt mit dem Boden bekam. Er setzte auf und stand vor der gewaltigen Gestalt des Druiden-Herrschers.

Guywano blickte auf ihn herab. Er sprach noch nicht, dachte nach und sagte schließlich: »Ich weiß, wer du bist. Man nennt dich Myxin, den Magier. Ich habe die Grenzen des Landes geöffnet und kann

hineinschauen in die Zeiten, wo sich das Vergangene und das Zukünftige treffen. Ich bin der Herrscher dieser Welt, deren Zeiten ich allein bestimme. Aibon ist nicht nur das Paradies, es kann auch die Hölle sein.«

Myxin ließ sich nicht beirren. »Was?« so fragte er, »hast du mit mir vor? Sag es!«

»Aibon wird dich vernichten.«

»Das kann ich mir denken.«

»Das Land kann dich schlucken. Du wirst ein Teil von ihm. Ebenso wie die anderen.«

»Du hast sie gesehen?«

»Nichts, was in diesem Land geschieht, entgeht meinen Blicken. Ich weiß, wo sich deine Gefährten befinden. Einen habe ich selbst geholt. Er wollte seine Dolche haben, doch was ich einmal besitze, gebe ich nicht wieder her.«

»Du hattest schon einen Dolch gehabt.«

»Das stimmt.«

»Und man nahm ihn dir ab.«

»Das war nicht Aibon, sondern etwas anderes. Eine fremde Welt, eine für mich nicht so gute...«

Myxin streckte einen Arm aus. »Und dort hätte man dich töten können, wie ich gehört habe. Aber man hat es nicht getan, verstehst du? Man hat es einfach nicht getan. Derjenige, den du deinen Gefangenen nennst, hat dich verschont.«[3]

»Ich weiß.«

»Und so zeigst du deine Dankbarkeit?«

Guywano lachte. »Muss ich dir gegenüber eine Dankbarkeit beweisen, Myxin? Ich glaube nicht. Die ehernen Gesetze des Landes sind übertreten worden. Ein jeder, der dies versucht, wird ihnen Tribut zollen müssen. Und zwar mit seinem Leben.«

»Wo befinden sich meine Freunde?«

»In meiner Gewalt.«

»Beweise es!« forderte der Magier.

Guywano dachte nach. Er breitete die Arme aus, drehte sich herum und deutete zur Seite. »Ich stehe hier am Rand einer Mulde. Tritt näher, Magier, dann kannst du hinschauen.«

Myxin rechnete mit keinem Trick. Guywano wollte sich beweisen. Wie jeder Mächtige war er auch eitel und zählte gern seine großen Erfolge auf. So ging Myxin auf den Muldenrand zu. Als er ihn erreicht hatte, blieb er für einen Moment stehen und schaute in die Tiefe. Es war ein relativ flaches Gelände, das nurmehr an den Seiten leicht anstieg. Den Grund konnte man mit dem einer Schüssel vergleichen.

Bis zu den Rändern war er eben. Platz auch für seine Gefährten, die sich nicht alle in der Mulde befanden. John Sinclair sah er nicht. Dafür Mandra Korab.

Myxin staunte. Der Inder war an ein Rad gebunden worden, das sich langsam nach rechts drehte. Was Mandra empfand, wusste Myxin nicht, es mussten allerdings schlimme Dinge sein, darauf deutete sein auch vom Rand der Schüssel zu erkennender Gesichtsausdruck hin. Das Rad war Myxin unbekannt. Er sah auch das kleinere in der Mitte und erkannte dort Zeichen und Symbole, die ihm ebenfalls nicht unbekannt waren. Irgendwo hatte er sie schon gesehen. Vielleicht hätte er länger nachdenken sollen, die Zeit blieb ihm nicht mehr, denn auch ein zweiter Gefährte lag in der Mulde. Der Eiserne Engel!

Ihn musste es sehr hart erwischt haben, denn er besaß kaum die Kraft, sich auf die Beine zu stemmen. Noch hockte er in einer knienden Haltung, hielt den Kopf gesenkt, den Rücken gebeugt und merkte nichts, von der Gefahr, die ihn umschwebte.

Es waren fünf Arme! Und dazwischen sah Myxin zwei geisterhafte Körper, die irgendwelchen dämonischen Gestalten gehörten. Die

Arme näherten sich dem Eisernen Engel. Sie schlenkernten dabei und bildeten allmählich einen Kreis um das Opfer, wobei sich die beiden geisterhaften Körper dementsprechend verzogen und sehr breit wurden. Dass sie den Eisernen packen würden, lag auf der Hand. Und dass er sich nicht wehren konnte, ebenfalls. Dafür wollte Myxin eingreifen. Jede Sekunde des Zögerns konnte für den Eisernen tödlich werden. Aber Guywano besaß sehr feine Sinne. Er wusste genau, was der kleine Magier vorhatte. Plötzlich hörte Myxin das scharfe Lachen seines Gegners und die folgenden Worte. »Für dich, Magier, habe ich noch etwas verwahrt. Willst du es sehen?«

Myxin drehte sich um. Er wusste nun, dass er nicht mehr um einen Kampf mit Guywano herumkam. Gleichzeitig wollte dieser grausame Herrscher seine Feinde vernichten, und er hatte sich für Myxin ebenfalls etwas Besonderes ausgedacht. Aus seinen Fäusten schauten die schwarzen Klingen der letzten beiden Dolche...

Der Eiserne Engel spürte eine Schwäche, wie er sie noch nie gekannt hatte. Ihm schien es, als würde sein Körper allmählich in den Prozess der Auflösung eintreten und zu Staub werden.

Für ihn, den mächtigen Kämpfer, war es schlimm. Den Flug hatte er nicht kontrollieren können. Anderen Kräften war es gelungen, die Regie zu übernehmen, sie hatten mit dem Eisernen gespielt, damit er von Myxin getrennt wurde.

Erst im Lande Aibon war er wieder zu sich gekommen, hatte die Umgebung wahrnehmen können und musste nun feststellen, dass die andere Seite stärker gewesen war.

Irgend etwas hielt ihn in seinen Klauen. Es war eine Gefahr, eine Kraft, die ihn auch auf den harten Felsboden zurückdrücken wollte, doch der Eiserne besaß einen starken Willen und eine dementsprechende Energie. Es war ihm gelungen, sich auf die Knie zu stemmen. Er hatte die Arme dabei ausgestreckt und mit den

Händen die harte Erde berührt. In dieser Haltung blieb er.

Er sah nicht, was in seiner Nähe vorging, dafür hörte er die Stimme eines anderen, den er nicht kannte. Zu wem er sprach, wusste der Eiserne auch nicht, sein Körper schien ihm überhaupt nicht mehr zu gehorchen.

Wellen durchpulsten ihn. Mal heiß, mal kalt. Irgend jemand versuchte, ihn außer Gefecht zu setzen, aber dieser Bote aus einer fernen, längst versunkenen Welt war nicht so leicht in die Knie zu zwingen. Er kämpfte weiter.

Gegen zahlreiche Feinde hatte er schon gekämpft. Seinen Bruder, der auf der anderen Seite stand, hatte er in einem wahnsinnigen Kampf erledigen können. Sogar Hemator, einer der mächtigsten Großen Alten, war von ihm besiegt worden, allerdings hatte er es mit dem Verlust des magischen Pendels bezahlen müssen.

Das alles waren Siege und Niederlagen zur gleichen Zeit gewesen, aber der Engel hatte auch sie überstanden. Sollte er hier in diesem verdammt Land nicht mehr weiterkönnen? Stand er in Aibon am Ende seines Wegs?

Der Eiserne wollte nicht. Er konnte es einfach nicht fassen, dass diese fremde Kraft ihn niederwarf, um ihn vielleicht zu töten. Aus diesem Grund kämpfte er mit allen Mitteln gegen die Schwäche an. Und er schaffte es.

Zwar nur langsam, eigentlich viel zu langsam für ihn, doch er war in seiner Situation schon mit kleinen Erfolgen zufrieden, und er schaute angestrengt geradeaus.

Da sah er es. Es war die hochgewachsene Gestalt am Rande der Mulde, die mit irgend jemandem sprach. Die Stimme des anderen konnte der Engel nicht sofort identifizieren. Sekunden danach fiel ihm ein, dass es sich bei ihm um Myxin handelte. Sehen konnte der Eiserne den Magier allerdings nicht. Das interessierte ihn im Augenblick auch nicht. Wichtig waren andere Dinge, die sich in

seiner Nähe abspielten. Dazu zählten die fünf Arme! Der Eiserne sah sie, und er wusste nicht, was er damit anfangen sollte. Gehört hatte er noch nichts von ihnen, sie auch nicht zuvor gesehen, er wusste jedoch, dass sie nicht seine Freunde waren, so wie sich die fünf um ihn herum aufgebaut hatten. Das roch nach einer Falle! Und es war genau die Gewissheit, die dem Eisernen den letzten Schub gab, den er noch benötigte. Seinen Oberkörper drückte er hoch, dabei war er froh, dass man ihn noch nicht angriff, er stützte sich mit dem rechten Fuß hart auf den Untergrund, ein letzter Ruck - er stand.

Aber wie! In den folgenden Sekunden hatte er das Gefühl, auf einem schwankenden Floß zu stehen. Die Welt um ihn herum wankte, sie bewegte sich von einer Seite auf die andere, und der Boden der Mulde kam ihm vor wie eine Rutschbahn.

Auch dieser Zustand ging vorbei. Der Eiserne fasste wieder Kraft und Mut. Seine rechte Hand fiel bereits auf den Griff seines mächtigen Schwerts. Eine Waffe, auf die er sich hundertprozentig verlassen und mit der er auch umgehen konnte. Noch zog er sie nicht. Dafür drehte er sich herum, schaute in die andere Richtung und sah zum erstenmal das seltsame Rad, an dem ein Mensch befestigt war.

Der Eiserne war in den Tatsachen des Falls eingeweiht worden. Er wusste, dass es sich bei dem Mann nur um eine Person handeln konnte. Den Inder Mandra Korab. Und er befand sich in Bewegung. Was dieser Mensch empfand, konnte er dem Eisernen nicht beschreiben, aber er las es an dessen Gesicht ab, in dem sich zahlreiche Schmerzen und Eindrücke widerspiegeln. Für den Gefangenen musste es die Hölle sein, dabei drehte sich das Rad nicht einmal sehr schnell. Dem Eisernen fiel auch dessen besondere Konstruktion auf, denn er sah das zweite Rad in der Mitte und dazu die seltsamen Zeichen und Symbole, die ihm so bekannt vorkamen und plötzlich wusste er, wo er sie schon einmal gesehen hatte. Auf John Sinclairs Kreuz!

Es war dem Eisernen nicht möglich, eine Verbindung zwischen dem Kreuz und diesem Kreis herzustellen, denn diese beiden geisterhaften Gestalten mit den fünf Armen hatten sich entschlossen, den mächtigen Kämpfer anzugreifen.

Der Kreis war dicht, die Entfernung stimmte, und die Arme schwangen vor wie lange Seile. Nur waren sie dabei schneller und der Eiserne noch nicht in Hochform. Bevor er überhaupt dazu kam, seine Waffe zu ziehen, hatten ihn die Klauen bereits berührt. Nicht nur das. Sie griffen hart zu. An fünf Stellen gleichzeitig. Dabei ließen sie es nicht allein auf den Oberkörper bewenden, auch an den Hüften packten sie nach, so dass es ihnen einen Moment später gelang, die schwere Gestalt in die Höhe zu wuchten. Plötzlich schwebte der Eiserne.

Es war keine Panik, die ihn durchflutete, zudem blieb sein Gesicht dabei unbewegt, aber er wusste genau, dass er seine Gegner nicht zu weit kommen lassen durfte. Deshalb wehrte er sich.

Soeben wollte man ihn hochziehen. Der Eiserne drehte den Kopf. Er sah zufällig hoch zum Rand der flachen Talschüssel, auch dort oben waren die Gegner in Bewegung geraten. Was sie dort taten, entzog sich seinen Blicken, er jedenfalls musste sich auf die fünf Arme konzentrieren, die zu zwei geisterhaften Körpern gehörten.

Obwohl er sich dagegen wehrte, war es nicht zu vermeiden, dass man ihn in die Höhe stemmte. Plötzlich hatte er den Boden unter den Füßen verloren. Er konnte nicht einmal mit den Armen wedeln, weil er auch dort gehalten wurde, und die festhaltenden Arme schleuderten ihn auf den Rand der Mulde zu.

Dabei ließen sie ihn los. Der Eiserne konnte den Fall aus eigener Kraft nicht stoppen. Er krachte zu Boden, spürte den Aufprall sehr deutlich und überschlug sich auch, während er ein Stück des Hangs wieder hinabrollte und in der Muldenmitte liegen blieb.

Ein Mensch wäre vielleicht bei diesen Schmerzen oder

Verletzungen nicht mehr auf die Füße gekommen. Das war bei dem Eisernen anders. Er drückte sich trotz der ihn umgebenden Gefahr hoch, stand plötzlich auf beiden Beinen, sah abermals die Geistwesen, deren Köpfe und Körper kaum voneinander abstachen, dafür aber furchtbar anzusehen waren, und er sah die zupackbereiten Arme, die ihn schon wieder eingekreist hatten. Der Eiserne wusste genau, dass der erste Teil nurmehr ein Vorspiel gewesen war, jetzt würde es zur Sache gehen. Der Engel wollte und musste sich stellen. Er wollte auch kämpfen, dazu benötigte er aber eine Waffe. Er zog das Schwert! Diesmal schaffte er es sogar mit einer Hand, auch wenn es ihm schwer fiel. Aber es blieb ihm keine andere Chance.

Der Eiserne konnte sich aussuchen, wohin er schlagen wollte. Es war alles egal. Er würde immer treffen. Von rechts nach links schwang er die Waffe. Zwei Arme tanzten dicht vor seinem Körper. Die erwischte es. Die Klinge teilte sie in zwei Hälften. Der eine Arm wurde in Höhe des Ellbogens erfasst, der andere weiter unten, dicht hinter dem Gelenk, weil die Klinge genau diese Schlagrichtung bekommen hatte. Der Eiserne sah die zupackenden Hände zu Boden fallen, wo sie zuckend und fingerbewegend liegen blieben.

Er kreiselte herum. Dabei gab es ein fauchendes Geräusch, als er abermals die Klinge schwang und so versuchte, andere Arme zu vernichten. Drei Gegner besaß er. Einen erwischte er. In der Mitte wurde der Arm gespalten. Die beiden Teile fielen dicht vor die Füße des Engels, wo sie liegen blieben. Noch zwei. Der Eiserne taumelte zur Seite. Er schaute dabei auf die Gestalten, die mit den fünf Armen ausgestattet gewesen waren. Schreckliche Fratzen starrten ihn an, aber feinstofflich und nicht von ihm zu packen oder zu berühren.

Der Eiserne ging zurück. Er war noch nicht völlig fit, das spürte er. Doch aufgeben durfte er ebenfalls nicht. Die zwei würde er noch packen!

Den nächsten Arm erwischte er mit einem schnellen Stoß. Die

Klinge fuhr haargenau auf die untere Hälfte des Arms zu, sie traf dabei genau die Handfläche.

Der Eiserne riss das Schwert noch hoch. Die Hand steckte noch in der Klinge und wurde erst später von ihm mit einer schleudernden Bewegung zu Boden geworfen.

Der Eiserne befand sich auf der Siegerstraße. Noch einmal schlug er zu, diesmal auf die Hand, die dem Hieb zu entkommen versuchte. Die Klinge fuhr seitlich auf sie zu, erwischte sie auch und hackte sie auch in zwei Teile. Die beiden Hälften fielen zu Boden, und der Arm war ebenfalls nicht mehr vorhanden. Genau wie die beiden Geister. Der Eiserne vernahm noch heulende, schaurige Todeslaute. Die Körper zogen sich auseinander, wurden zu regelrechten Schemen, die diese seltsame Welt aufsaugte. Das war erledigt.

Der Eiserne stand auf dem Fleck, nickte sich selbst zu und ließ seine Waffe sinken. Diesen Kampf hatte er gewonnen. Sein Blick fiel auf die erledigten Gegner.

Niemand würde ihn noch angreifen können, denn das Schwert hatte ganze Arbeit geleistet. Der Eiserne sah, dass es weder Hände noch Arme gab. Vor seinen Füßen lagen die letzten Fragmente. Splitter, Asche, ein paar dunkle Metallstücke und einige Klumpen, die dunkelrot schimmerten. Arme oder Hände waren das nicht, wie der Engel sehr richtig erkannte. Sie mussten sich verwandelt haben, und zwar in die Dinge, um die es eigentlich ging.

Um Dolche! Das wurde dem Engel plötzlich klar, und er hätte sich selbst genauso zerstören können, wenn er daran dachte, was er nun auf seine Kappe nehmen musste. Er hatte die Dolche zerstört!

Sieben gab es, fünf waren durch sein Schwert vernichtet worden. Es zählte bei ihm auch nicht die Ausrede, dass er nichts gewusst hatte, der Eiserne machte sich schwere Vorwürfe, denn gerade er konnte ermessen, was es bedeutete, wenn jemand magische Waffen verlor. Schließlich hatte er sein Pendel ebenfalls auf ähnliche Art

und Weise zerstört bekommen.

Selbst ein Wesen wie der Eiserne, das über 10.000 Jahre alt war, kam sich plötzlich einsam und verlassen vor. Der Engel drehte den Kopf, ihn interessierte Myxin im Moment nicht, er schaute woanders hin, und sein Blick richtete sich auf den Inder Mandra Korab.

Ihm hatten die Dolche gehört. Und diesem Menschen musste der Eiserne klarmachen, dass es sie nicht mehr gab. Langsam ging er auf das Rad zu. Es waren nur wenige Schritte. Sie kamen dem Eisernen unendlich lang vor. In seinem Innern tobten die Gefühle. Er würde kaum reden können, um Mandra, wenn er ihn befreit hatte, alles zu erklären. Noch drehte sich das Rad. Sehr langsam, die Umdrehungen waren von dem Engel genau zu verfolgen, und nun sah er auch, dass die Symbole auf dem zweiten Rad und vor Mandras Körper hin und wieder aufzuckten und aufleuchteten, als wären sie kleine Irrlichter. Doch sie blieben an der gleichen Stelle, veränderten sich nicht, und der Eiserne wusste, dass dies eine Bedeutung haben musste. Vor dem Rad blieb er stehen. Er wusste nichts von dessen Bedeutung, er hatte nur Augen für das Gesicht des Inders und erkannte, dass es blass wie das einer Leiche war. Sogar einen grünlichen Schimmer besaß die Haut, als wäre sie schon dabei, allmählich zu verwesen. Der Eiserne streckte seinen Arm aus. Bevor er das Rad berühren konnte, hörte er die Stimme des Inders. Sie war nur flüsternd, kaum zu verstehen, der Engel musste sich schon vorbeugen, um überhaupt etwas hören zu können.

»Tod«, hörte er. »Ich... ich sehe ihn. Der Tod ist da. Alles geht zu Ende. Die Geisterdämmerung... die Geisterdämmerung. Welten werden verschlungen, wir geraten... John... und ich, wir...« Ein qualvolles Stöhnen unterbrach die Worte des Inders.

Der Engel stand unbeweglich. Er hatte die Worte sehr genau verstanden, obwohl sie nur so leise gesprochen worden waren, und er dachte über sie nach. Was konnte Mandra Korab damit gemeint

haben? Hatte er möglicherweise eine Vision gehabt?

Davon konnte der Engel ausgehen. Er selbst hatte noch nie etwas von einer Geisterdämmerung gehört. Vielleicht würde dieser Vorgang oder dieses Ereignis noch auf ihn zukommen, das war alles möglich, oder es lag in einer so tiefen Vergangenheit begraben, in der selbst der Eiserne noch nicht existiert hatte.

Das Rad drehte sich. Mal sah er die Füße des Inders vor sich, dann wieder dessen Gesicht, und er fragte weiter. »Was ist geschehen?«

Der Inder gab keine Antwort. Sein Mund stand zwar offen, zwischen den Lippen schimmerten die Zähne, eine Antwort wollte oder konnte er dem Fragenden nicht geben.

Der Eiserne versuchte es noch zweimal. Als ihm Mandra abermals nicht antwortete, gab es für ihn nur noch eine Möglichkeit. Er wollte das Rad anhalten.

Der Engel hielt das Schwert in der rechten Hand. Er hob den Arm hoch, um die Klinge zwischen die Verbindungsstäbe der beiden Kreise stecken zu können.

Klinge und Kreis berührten sich. Da geschah es!

Plötzlich hatte der Eiserne das Gefühl, als würde sich sein Körper auflösen. Er stand da, konnte sich nicht mehr bewegen, sein Schwert glühte in einem giftigen Grün, und die magische Farbe griff auch auf ihn über, wobei sein Körper plötzlich durchsichtig wurde und so wirkte, als wollte er jeden Augenblick zusammenfallen und als Eisenstaub auf dem Boden liegen bleiben...

Myxin wusste, dass der Druidenfürst Guywano in seiner eigenen Welt so gut wie unbesiegbar war. Zudem hatte sich der kleine Magier zuvor nicht mit der Existenz des Druidenfürsten beschäftigt. Er kannte dessen Schwächen und Fehler nicht, deshalb konnte er sich auch nicht auf spezielle Abwehrtechniken konzentrieren.

Myxin blieb eine Chance. Er musste seine telepathischen Kräfte

einsetzen und versuchen, die Waffen so zu manipulieren, dass sie ihm allein gehorchten und nicht mehr Guywano. Noch hielt er sie fest. Auf den Eisernen Engel konnte sich Myxin nicht mehr konzentrieren, denn die hochgewachsene Gestalt des Druidenfürsten duckte sich ein wenig, bevor sie auf Myxin zuschlich und die beiden gefährlichen Dolche mit den roten Klingen nicht losließ.

»Durch sie wirst du sterben!« versprach der Druide. Myxin sagte nichts. Er wich schneller zurück, weil er die Distanz zwischen sich und dem Druiden vergrößern wollte, um einen besseren Aktionsradius zu bekommen. Auf den Druidenfürsten konzentrierte er sich.

Das glich einem regelrechten Angriff. Nur führte er ihn nicht mit normalen Waffen aus, sondern durch geistige Kraft, die Guywano in die Knie zwingen sollte.

Der Druide wehrte sich. Fast gelassen wehrte er den ersten Ansturm ab. Myxin hatte versucht, ihn durch Telekinese zu packen. Er wollte ihn von seinem Platz wegschleudern. Was dem kleinen Magier bei den meisten Gegnern gelang, prallte hier bei Guywano ab.

»Nein!« sagte dieser. »So nicht, kleiner Magier. So bin ich nicht zu besiegen. Du musst dir schon etwas anderes einfallen lassen. Deine Kräfte gleiche ich immer aus...«

Die Arme des Druiden zuckten dabei. Es sah so aus, als wollte er die beiden Waffen in den Körper des kleinen Magiers rammen, aber Myxin erkannte die Finten.

Er blieb stehen. Abermals versuchte er es. Diesmal wollte er sich selbst aus der Gefahrenzone schaffen. Durch Teleportation war es immer ein Leichtes gewesen, aber auch diesmal schaffte es Myxin nicht. Diese Welt war ganz anders. Sie wurde von Kräften beherrscht, denen Myxin nichts entgegenzusetzen hatte. Voll stand sie unter Kontrolle des Druidenfürsten, dessen borkiges Gesicht sich zu

einem hämischen Grinsen verzog, während in seinen Augen nicht zu erkennen war, was er fühlte und er seinem Feind entgegenbrachte.

Er blieb gelassen...

Allmählich geriet der kleine Magier in eine gewisse Panik. Wie war es möglich, dass seine Kräfte in dieser verdamten Welt versagten? Er hatte sie in zahlreichen Dimensionen einsetzen können und es auch immer wieder geschafft, nur hier war alles anders. Die Druidenwelt war grausam und voll mit einer fremden, für Myxin unbekannten Magie.

»Du hast dich verschätzt!« flüsterte der Druide. »Du hast alles falsch gemacht, Magier. Du hättest nicht kommen dürfen. Jetzt bin ich derjenige, der zu deinem Totengräber wird...«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er schon angriff. Nicht die Dolche schleuderte er, nein, dieses Wesen bewies, dass es noch andere Mittel besaß.

Der Wind war plötzlich da und aus dem Nichts gekommen. Myxin, nicht gerade der Größte und Stärkste, wurde davon überrascht und zu Boden geschleudert. Er konnte nichts dagegen tun, rollte sich noch herum, spürte die Härte des Untergrundes in den ersten Sekunden nach seinem Fall und merkte dann, dass sich die Unterlage verändert hatte. Sie war weicher geworden...

Myxin glaubte, auf einem Sumpfboden zu liegen, und tatsächlich gelang es ihm nicht mehr, sich zu bewegen, denn der Untergrund hielt ihn einfach fest. Es waren keine Arme, die ihn umklammerten, obwohl er das Gefühl hatte, als klebten zahlreiche Hände an seinem Körper, die ihn einfach nicht losließen.

Myxin lag auf dem Rücken. Wenn er sich jetzt nicht aufrichtete und es schaffte, aus dem unmittelbaren Bereich der Gefahr zu kommen, war er verloren.

Guywano ließ es nicht zu. Er stand nicht weit entfernt und ragte vor dem liegenden Magier wie ein Riese in die Höhe. Kalt schaute er auf

seinen Gegner herab, der sich nicht rühren konnte und plötzlich spürte, was es heißt, in der Umklammerung eines Druiden zu stecken.

»Jeder, der in mein Reich eindringt, ohne gerufen zu werden, wird davon verschlungen, auch du!« Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er sie bereits in die Tat umsetzte. Diese Welt gehorchte ihm tatsächlich. Nicht allein die lebende Materie, auch die wie tot aussehende war ihm untertan.

Nicht Arme umfassten den kleinen Magier, es war die Erde, die unter und neben ihm in Bewegung geriet und hochgeschaufelt wurde, so dass sie wie eine weiche Teigrolle zu beiden Seiten des liegenden Magiers in die Höhe ragte. Und sie wuchs...

Guywano schaute zu. Die Dolche schauten aus seinen Fäusten hervor, und er hielt sie so, dass ihre Spitzen auf den Kopf des Magiers wiesen.

»Weißt du, was gleich geschieht?« fragte er.

»Ich kann es mir denken!« keuchte Myxin, der einen Dialog aufrechterhalten wollte, um Zeit zu gewinnen. Vielleicht bekam er eine Chance, sich aus dieser verdammten Lage zu befreien.

»Nichts kannst du dir denken«, erklärte Guywano. »Überhaupt nichts. Hast du verstanden? Diese Welt ist mein. Ich habe sie nach meinen Gesetzen geprägt. In der Erde ist das Leben entstanden, und in ihr lauert auch der Tod. Aus Felsen wurde Sumpf. Braunschwarzer Morast, der dich umhüllt. Von beiden Seiten wird er dich verschlingen und nur deinen Kopf schonen, damit ich die beiden Dolche in ihn hineinwerfen kann. Diese letzten Waffen, die ihr so lange gesucht habt, sollen euch nun zum Schicksal werden. Nicht nur dich werden sie umbringen, auch deine Freunde, wie diesen verdammten John Sinclair. Ihr alle werdet für immer in Aibon bleiben. Dieses Land ist stärker.«

Wenn Myxin über seine eigene Lage nachdachte, musste er zugeben, dass die Versprechen des Druidenfürsten nicht soweit hergeholt

waren. Dieser Teil des Landes Aibon stand voll unter seiner Kontrolle, und kein anderer konnte dagegen an.

Myxin sackte nicht tiefer in die Erde. Dafür wellte sie sich an beiden Seiten stärker in die Höhe, so dass sie wie ein feuchter Schlamm allmählich über den Körper des kleinen Magiers kroch. Myxin spürte die Berührung. Der Schlamm war nicht kalt. Er besaß die Wärme einer Haut, und es gelang ihm auch nicht, dieses Zeug aufzuhalten. Es kroch weiter. Schlangengleich, gefährlich, ohne ein Geräusch zu verursachen, bewegte es sich über den Körper des kleinen Magiers, der weder von seinen Füßen noch von seinen Beinen etwas sah. Nur diesen widerlich braunen Schlamm, der deckenartig über seinen Körper glitt und auch längst die Arme unter sich begraben hatte.

Guywano schaute zu. Er freute sich darüber, wieder einmal einen Gegner zu haben, den er vernichten konnte. Myxins gequältes Gesicht mit den angststarren Zügen war für ihn der große Grund zur Freude, denn er wollte und würde vernichten.

»Wie eine Decke ist dieses Land«, erklärte er. »Sie wird dich unter sich begraben und dich nie mehr loslassen. Schade, du wirst es nicht mehr erleben, wenn sich der letzte Schlamm über deinem Gesicht schließt. Zuvor schleudere ich dir die Waffen in den Kopf, aber du wirst mit dem Bewußtsein sterben, es nicht mehr geschafft zu haben.«

Das alles hörte Myxin, obwohl sich seine Gedanken mit etwas anderem beschäftigten. Er suchte nach einer Rettung, nach einem Ausweg, und er stellte deprimiert fest, dass er persönlich es wohl nie mehr schaffen konnte, aus dieser Todesfalle herauszukommen. In Aibon waren seine magischen Kräfte neutralisiert worden. Konnte ihm noch jemand helfen? Er dachte an den Geisterjäger John Sinclair. Es war nurmehr ein flüchtiger Gedanke, mehr nicht. Wenn John sich überhaupt in Aibon befand, dann in einem anderen Teil des

Landes, in den er, Myxin, keinen Einblick besaß. Auch der Eiserne konnte nichts tun. Er war ebenfalls den Kräften des Druidenreiches verfallen, und Mandra Korab hatte Guywano gefangen.

Die Karten lagen schlecht. Myxin wurde immer verzweifelter. Es war nicht einmal so die Angst vor der endgültigen Vernichtung, hier spielte etwas anderes eine Rolle. Seine eigene Hilflosigkeit machte ihm so schwer zu schaffen. Für eine Person wie ihn war es unvorstellbar, dass er seine Kräfte nicht mehr einsetzen konnte, er war wehrlos wie ein Baby.

Durch die Magie der Flaming Stones und die Kraft seiner Partnerin war er in dieses Reich hineingelangt, jetzt musste er dieser Tat tödlichen Tribut zollen.

Von seinem Körper sah er nichts mehr, da war nur diese braune Masse, die ihn bedeckte. Der Kopf lag frei. Myxin konnte sehen, erkennen, hören und schickte auch seine Gedanken auf die Reise, weil er versuchte, den anderen zu beeinflussen. Es war gewissermaßen das letzte telepathische Aufbäumen gegen ein erbarmungsloses Schicksal. Guywano schüttelte den Kopf. Seine weißen Haare flogen dabei von einer Seite auf die andere. »Nein!« flüsterte er scharf. »So nicht, kleiner Magier. So auf keinen Fall.«

Er hob beide Arme gleichzeitig, weil er die Dolche auf einmal schleudern wollte. Und Myxin war wehrlos. Er schrie dennoch. Nicht laut. Es war ein gedanklicher Ruf nach Hilfe, ein verzweifelter Schrei in die Unendlichkeit hinein und über Dimensionsgrenzen hinweggehend. Gewissermaßen die letzte Möglichkeit, noch etwas zu erreichen...

Sie hielt die Verbindung aufrecht!

Kara war nicht mehr als eine schmale, schwach und zerbrechlich wirkende Gestalt zwischen den hohen, grünlich leuchtenden Steinen eines mit Magie erfüllten Quadrats. Ihr Gesicht war bleich. Auf der

Haut hatten sich die Schweißperlen festgesetzt und bildeten ein helles Muster. Die dunklen Augen waren weit geöffnet. Nur durch den Mund atmete die schöne aus dem Totenreich, und ihre Hände schienen auf dem Griff des Schwerts zu kleben.

Sie musste die Verbindung halten, so schwer es ihr auch fiel. Je mehr Zeit verging, um so mehr Kraft verlor sie auch. Aber wenn sie aufgab, waren auch Myxin und die anderen Freunde verloren. Äußerlich war nichts von der Dimensionsbrücke zu sehen. Kein Strahl, kein Lichtstreifen, der sie herstellte, alles lief im Unsichtbaren ab, und nur Kara persönlich spürte den Druck, der schwer wie Eisen auf Körper und Seele lastete.

Sie hatte die Gefährten in eine fremde Welt geschickt. In ein Reich, in dem andere Gesetze herrschten. Es war mit Atlantis und dessen unmittelbaren Folgen nicht zu vergleichen.

Aibon hatte sich nicht aus der Historie entwickelt, nur aus der reinen Magie. Und es hatte versucht, seine Grenzen auszudehnen. Es war ihm gelungen, Fühlung aufzunehmen. Nur deshalb hatte es Kara geschafft, überhaupt eine Verbindung zu Aibon herzustellen.

Sie wartete. Die Zeit lief zwar ebenso schnell ab wie immer, trotzdem kam sie Kara vor, als würde sie nurmehr dahintropfen. Mit jeder Sekunde, die verstrich, wurde Karas Kraft schwächer. Sie wusste, dass sie bald an die Reserven gehen musste, um überhaupt noch den Kontakt zu halten.

Die Steine glühten...

Sie hatten den Namen Flaming Stones deshalb bekommen, weil sie, wenn sie aktiviert wurden, wie ein rotes Feuer strahlten. Das war nun vorbei. Grünes Licht hatte von ihnen Besitz ergriffen und warf seinen Schein auch in das Quadrat.

Selbst die Schwertklinge hatte sich verändert. Der matte, manchmal auch strahlende goldene Glanz war verschwunden. Statt dessen fluoreszierte sie grünlich nach und schien noch mehr durchgebogen

zu sein wie normalerweise.

Und Kara musste warten. Ihr Gesicht nahm immer mehr einen maskenhaften Ausdruck an. Es blieb starr, nichts deutete auf die Gefühle hin, die Kara durchtobten. Sie befand sich in keiner beneidenswerten Lage. Zwar konnte sie die Verbindung zu Aibon hin aufrechterhalten, doch es gelang ihr nicht, einen Blick in dieses fremde Land hineinzuwerfen. Die Dimension der Druiden blieb ihr verschlossen. Aber dort geschah etwas.

Kara sah es nicht. Sie fühlte nur, wobei ihre Nerven wie Seismographen reagierten, so empfindlich waren sie. Kara konnte Ströme und Gefühle ertasten, sie wusste mit einemmal, dass dort nicht alles klappte und dass die Gefahren größer waren, als sie überhaupt angenommen hatte. Die Freunde steckten in der Klemme! Auch Myxin. Und er besonders. Zwischen ihm und Kara existierte ein weiteres Band, das man nicht als ein magisches umschreiben konnte. Es war das Band des Vertrauens, der Partnerschaft. Da konnte sich einer auf den anderen verlassen, und dies sogar blindlings. Wenn einer von ihnen unter Sorgen litt oder in einer Gefahr schwebte, merkte das der andere sofort. Auch über unsichtbare, ferne Grenzen hinweg. Wie jetzt!

Plötzlich durchlief ein heftiges Schütteln den Körper der schönen Kara. Etwas war geschehen, und zwar mit Myxin. Sie nahm seine Verzweiflung auf, seine Hilferufe, die telepathisch in das Quadrat hineingelangten, dort verstärkt wurden und auch Kara, die mit dem Quadrat in Verbindung stand, erreichten.

Nicht allein in einer Gefahr schwebte Myxin, sie war noch stärker geworden. Und es gab nur einen Ausdruck dafür. Todesgefahr!

Kara!

Sie hörte den verzweifelten Schrei ihres Partners, der den Weg gefunden hatte. Myxin verließ sich auf sie. Kara konnte seine Rettung sein, wenigstens glaubte er das. Aber sie war nicht in der Lage,

etwas für ihn zu tun. Die Schöne aus dem Totenreich musste Myxin seinem Schicksal überlassen, das verlangte der Zwang, unter dem sie stand. Und niemand sah die beiden gläsernen Tropfen, die aus ihren Augen rannen. Es waren die Tränen der Trauer...

Ich erlebte einen Traum, der gleichzeitig Wirklichkeit für mich geworden war.

Hinter einem Wesen saß ich, das es einfach nicht geben konnte, dennoch existierte. Durch Aibon hatte ich erfahren, dass die Legenden und Märchen der Menschen trotz allem einen Ursprung gehabt hatten, und der lag nun einmal in Aibon begraben, diesem grünen Land, das mir gegenüber einen Teil seiner Geheimnisse gelüftet hat. Hätte ich denn je daran gedacht, dass der rote Ryan Anführer der Elfen, Feen und Trooping Faires war?

Nie wäre ich darauf gekommen, und ich hätte es auch nicht für möglich gehalten, dass Wesen dieser Art überhaupt existierten. Von nun an sah ich alles mit anderen Augen.

Wir jagten über das Land. Ich klammerte mich an einer Gestalt fest, die durchscheinend und trotzdem existent war. Man kann es schwer erklären. Ich spürte Widerstand, und trotzdem war es nicht so, als hätte ich hinter einem normalen Reiter auf dem Pferd gesessen. Auch mein Kreuz hatte sich mit den neuen Verhältnissen abgefunden oder daran gewöhnt. Jedenfalls meldete es sich nicht mehr. Keine Reaktion. Weder ein grünes noch ein silbernes Strahlen ging von meinem Talisman aus.

Wo lag unser Ziel? Nicht einmal raten konnte ich, weil ich überhaupt keine Bezugspunkte besaß. Ich musste mich voll und ganz auf meinen Führer verlassen, der sein strahlendweißes Pferd durch den Himmel von Aibon dirigierte, umweht von einem warmen Wind und manchmal gestreichelt von flatternden Wolkenformationen.

Hin und wieder ritten wir über den Wolken, dann war der Himmel

wieder klar, und ich konnte hinuntersehen auf ein Land, das noch immer so grün und fruchtbar wirkte. Nur in den fernen, weiten Bergen, die dort lagen, wo der Horizont und ein weiter Ozean miteinander zu verschmelzen schienen, lagen dicke Dunstschwaden in der Luft, die auf die andere Seite des Reiches Aibon hinwiesen.

Wir näherten uns diesen Bergen. Zwar waren wir nicht so schnell wie der Wind, trotzdem hatte ich das Gefühl, dass nicht viel fehlte. Jemand blies in meinen Rücken. Eine Kraft war einfach da, die uns vorantrieb, denn das weiße Pferd bewegte sich überhaupt nicht.

Leicht nach vorn gebeugt, flogen wir dahin und segelten zwischen den dünnen Wolkenstreifen umher, begleitet vom Klingeln der Glockenkette, die um den Hals meines geisterhaften Führers hing. Das Klingeln gefiel mir. Irgendwie hatte ich das Gefühl, als wollte es mir eine Hoffnung mit auf den schweren Weg geben, der sicherlich in einer Eskalation des Schreckens endete.

Die Berge rückten näher, und meine Sicht verschlechterte sich. Ich hatte bisher stets an der rechten Schulter des feenhaften Wesens vorbeigeschaut, nun wurde mir die Sicht durch graugrüne Wolken genommen, in die wir hineinstießen.

Der Wind hatte meine Haare nach vorn gedrückt. Nun sank die Temperatur. Es wurde kalt. Plötzlich fror ich. Ein eklicher Wind biss durch meine Kleidung. Ich hätte die Person vor mir gern nach den Gründen gefragt, doch sie würde mir wahrscheinlich keine Antwort geben, deshalb ließ ich es auch bleiben.

Aber Aibon hatte sich verändert. Es gab zwei Seiten, das hatte ich mittlerweile erfahren, und die zweite Seite dieses Landes war anders als die erste, die ich kennen gelernt hatte. Genau das Gegenteil davon, denn ich sah, als wir tiefer gingen und aus den Wolken hervorstießen, bereits die karstigen Bergrücken mit den langen Talsätteln, den Mulden, den schroffen Graten und den Felswänden, die, wolkenumfetzt, unter uns lagen.

Die Temperatur stieg wieder. Meine klammen Hände konnten sich aufwärmen. Ich spürte meinen Herzschlag überdeutlich. Ein Zeichen der Aufregung, die ich nicht verbergen konnte. Irgendwo unter uns musste das Ziel sein...

Noch immer trug uns der Wind. Er peitschte in unseren Rücken, er jagte uns weiter, auch schräg in die Tiefe hinein, so dass sich allmählich alle Dinge deutlicher hervorschälten.

Unter uns lag ein normales Gebirge. Aber keine Wandergegend, wie ich sie von den Bergen der Erde her kannte. Hier gab es keinen Wald, nur die braune, felsige und karstige Erde, mit Schluchten, Graten und tief eingeschnittenen Tälern, die mich an die Canyons des amerikanischen Westens erinnerten. Ein Wahnsinn...

Sollte sich in dieser menschenfeindlichen Gegend alles entscheiden? Möglicherweise auch mein Schicksal?

Wenn ich daran dachte, wurde mir die Kehle eng. Ein paar Mal räusperte ich mich. Das Geräusch wurde vom Brausen des Windes verschluckt. Dennoch hatte es mein Führer gehört, denn er drehte den Kopf. Ich schaute für einen Moment in das schmale, engelhafte, durchscheinende Gesicht, las die Antwort in den kaum zu erkennenden Augen, und wir nahmen die letzte Etappe in Angriff.

Unser Reittier kippte ab. Es ging sehr schnell. Der Flugwind biss wieder in mein Gesicht. Die Augen begannen zu tränen. Ich holte durch den offenen Mund Luft und merkte, dass sie hier ganz anders schmeckte als in dem Gebiet des roten Ryan. So scharf, fast schwefelhaltig, auch in den Atemwegen kratzend. Die Wolken vergingen. Dafür erschien etwas anderes.

Der Nebel. In Fetzen umwehte er uns. Dahinter oder davor sah ich die dunklen Schatten der Felswände. So tief waren wir bereits gelangt. Ich spürte die Furcht, die mich umklammert hielt. Meine rechte Hand hatte ich auf meinen Bumerang gelegt, nur noch mit der linken hielt ich mich am Körper des Trooping Fairies fest.

Wo befand sich das Ziel? Ich starrte mir fast die Augen aus dem Kopf, sah aber nichts, und der Nebel biss in mein Gesicht. Auch von meinem Begleiter hörte ich nichts. Er hatte seinen Auftrag bekommen und würde mich an das Ziel bringen, dass wir plötzlich erreicht hatten, denn unsere Reiseroute änderte sich. Das Pferd flog einen Kreis. Hell klingelten die Glocken, als wollten sie unsere Ankunft dokumentieren. Sosehr ich mich auf die Melodie gefreut hatte, dass sie uns begleitete, jetzt verwünschte ich sie, denn andere würden hören können, dass wir kamen.

Durch letzte Nebelreste glitten wir, die Sicht wurde frei, und ich starrte in die unter uns liegende Mulde.

Fast stockte mir der Herzschlag. Ich hatte nur Augen für das, was sich vor meinen Blicken abspielte. Woanders schaute ich nicht hin, deshalb erkannte ich auch nicht den Druidenfürst Guywano.

Wichtiger waren zwei andere. Mandra Korab und der Eiserne Engel. Und beide befanden sich in einer schier ausweglosen Lage, denn auch der Eiserne Engel, diese so mächtige und kampferprobte Gestalt aus der Vergangenheit, war einfach nicht in der Lage, sich zu bewegen.

»Runter!« schrie ich, obwohl es nichts half, denn ich hatte die Regie nicht übernommen.

Wir ruckten tiefer! Ich spürte den Widerstand ebenso wie das weiße Pferd oder mein Begleiter und zögerte keine Sekunde länger. Ich warf mich vom Rücken des Tieres...

Soeben noch hatte ich ein Bein hochschwingen können. Mit dessen Fuß kam ich zuerst auf, konnte mich für einen Moment noch abstützen, bevor ich auf den harten und rauen Felsboden fiel, wo ich mich nicht überschlug, sondern den Sturz in eine Rolle verwandelte, um sofort wieder auf die Beine zu kommen.

Ich stand. Schräg hinter mir war das Pferd mit seinem Begleiter gelandet. Er interessierte mich nicht mehr, weil andere Dinge für

mich viel wichtiger waren. Der Eiserne Engel und auch Mandra Korab!

Die beiden standen sich gegenüber, und keiner von ihnen rührte sich dabei. Mandra Korab hatte man auf ein Rad gebunden. Der Eiserne hielt sein Schwert in der rechten Hand und hatte dessen Klinge zwischen die Speichen geklemmt, die das große mit dem kleinen Rad verbanden. Möglicherweise war es ein Fehler gewesen. Noch nie hatte ich den Eisernen so verstört gesehen. Er stand da und konnte sich nicht mehr bewegen, weil die magische Kraft der Gegenseite einfach zu stark für ihn war. Man konnte ihn als wehrlos bezeichnen.

Ich ahnte, dass die Zeit drängte. Dennoch wollte ich nichts überstürzen, als ich mich vorsichtig dem Eisernen Engel näherte. Er kam mir vor, als würde er überhaupt nicht mehr leben. Wenn ich mir seinen Körper, über dem ein grünes Schimmern lag, näher betrachtete, da hatte ich das Gefühl, als wäre dieser nicht mehr fest, sondern befände sich im Stadium einer allmählichen Auflösung.

Furcht bekam ich nicht direkt, nur das Unbehagen wuchs. Ich holte mein Kreuz hervor. Vielleicht konnte es mir helfen, denn auch in der Druidenwelt reagierte es, wenn es auch diesem Reich Tribut zollen musste, das jetzt zu erkennen war, denn über das Kreuz hatte sich ein hauchdünner, grüner Schleier gelegt.

Ich wollte den Eisernen anfassen und auf irgendeine mir jetzt noch nicht bekannte Art und Weise versuchen, ihn zu erlösen, als mein Blick nach vom auf das Rad fiel.

Okay, Mandra Korab war daran festgebunden, das hatte ich auch aus der Entfernung gesehen, aber jetzt, wo ich das Rad näher betrachtete, traf mich fast der Schlag. Ich hatte tatsächlich das Gefühl, als würde mich Aibons Erde verschlingen, denn was ich da sah, das musste man mit dem Wort unwahrscheinlich beschreiben.

Das in der Mitte befindliche kleine Rad war nicht allein durch

Speichen mit dem größeren verbunden, es besaß in seinem Innern zwei Dreiecke, die zu einem Druidenstern zusammengelegt worden waren und an dessen äußeren Grenzen sich für mich bekannte und trotzdem noch unbekannte Zeichen und Symbole befanden. Es waren die gleichen Zeichen, die sich auf meinem Kreuz befunden hatten und von der mächtigen Lilith geraubt worden waren!

Ich stand da und konnte mich nicht rühren. Völlig perplex und überrascht war ich. Schloss sich hier der Kreislauf? Hier in dem geheimnisvollen Druidenreich Aibon? Und was hatten die mir noch unbekannt gewesenen Zeichen auf meinem Kreuz mit Aibon zu tun?

Es waren Fragen, auf die ich keine Antwort wusste. Ich starrte mein Kreuz an, dann wieder den Kreis, abermals mein Kreuz und sah auf ihm die leere Stelle, wo sich die beiden Balken trafen. Wie konnte das geschehen?

Mein Hals war trocken geworden. Es fiel mir schwer, überhaupt zu denken, ich war voll und ganz auf den Anblick konzentriert und dachte dann darüber nach, ob es tatsächlich genau die Zeichen waren, die sich auf meinem Kreuz befunden hatten.

Wenn ja, musste es Lilith gelungen sein, sie in diese Welt zu schaffen. Also gab es möglicherweise eine Verbindung zwischen der Hölle und Aibon. Oder Luzifer und Aibon...

Ich musste mich zwingen, meine Gedanken nicht weiter auszufärfen zu lassen, andere Dinge waren wichtiger. Die Befreiung meiner Freunde. Mandra ging es verdammt schlecht. Ich sah es ihm an. Sein Gesicht hatte bereits einen grünlichen Ton angenommen, er wirkte um Jahre gealtert, die Wangen waren eingefallen. Lebte er noch? Näher musste ich heran, um feststellen zu können, ob er noch atmete. Meinen Bumerang hatte ich steckengelassen. In dieser Situation verließ ich mich allein auf das Kreuz.

In einem plötzlichen Ideenblitz berührte ich damit den inneren Kreis und sprach die Aktivierungsformel.

Guywano warf die beiden Dolche nicht!

Myxin, der mit seiner Existenz schon abgeschlossen hatte, wollte kaum glauben, was er sah. Der Druidenkönig nahm die Arme zurück. Er presste sie nach hinten. Es sah so langsam aus, als würde es ihm große Mühe bereiten, und die Blicke des kleinen Magiers richteten sich plötzlich auf sein Gesicht.

Dessen Ausdruck hatte sich verändert. Zwar zeigte die Haut nach wie vor eine rinden- und borkenartige Form, aber die Augen bekamen einen anderen Glanz. Er veränderte sich in Sekundenschnelle zu einem Ausdruck.

Was war es? Vielleicht Überraschung? Möglicherweise Angst oder Qual? Myxin wusste nichts Genaues zu sagen, vielleicht war der Druide selbst davon überrascht worden, jedenfalls drehte sich Guywano um und wandte dem kleinen, fast im Boden liegenden Magier den Rücken zu. Etwas anderes hielt seine Aufmerksamkeit gefesselt. Es war die Mulde!

Er befand sich zu weit entfernt, um hineinschauen zu können, deshalb musste er einige Schritte vorgehen. Erst als er den Rand erreicht hatte, blieb er stehen. Guywano senkte seinen Blick...

Und plötzlich wich der Bann. Myxin spürte, dass er sich wieder bewegen konnte. Der Druide kümmerte sich um andere Dinge, aber der kleine Magier stellte auch fest, dass der Boden um ihn herum allmählich wieder feste Gestalt annahm und zuwuchs. Wenn es noch für ihn eine Chance gab, aus dieser höllischen Falle zu entwischen, dann in den folgenden Sekunden.

Er beeilte sich. Mit dem letzten Rest an Kraft drückte er sich in die Höhe, vernahm bereits das Knirschen und Splittern von Steinen, die eine dünne Schicht gebildet hatten und ihn wie einen Mantel umklammern wollten, aber der Magier setzte sich durch.

Er stand auf. Sehr wacklig hielt er sich auf den Beinen und musste sich breit hinstellen, um überhaupt Halt zu bekommen. Sein grünlich schimmerndes Gesicht zeigte dabei einen verzerrten Ausdruck. Die letzten Minuten hatten ihn doch mehr angestrengt, als er hatte zugeben wollen.

Und so blieb er stehen, starre auf den breiten Rücken des Druidenfürsten und hörte aus der Mulde eine Stimme. Sie gehörte John Sinclair!

Myxin war überrascht. Er hatte den Geisterjäger nicht kommen hören. Aber er war da, und die kleine Flamme der Hoffnung wuchs allmählich zu einem Feuer heran...

Ich hörte einen Schrei!

Nein, kein direkter Schrei, eher der Ansatz dazu, und Mandra Korab hatte den Mund so weit aufgerissen, wie es möglich war. Der Schrei erstickte, dafür drang ein schmerzerfülltes Röcheln und Wimmern aus seinem Mund, und gleichzeitig geschah noch etwas anderes. Das Rad drehte sich! Ich hatte es nicht berührt. Die Magie meines Kreuzes musste dafür gesorgt haben, dass es sich plötzlich nach links drehte und sehr schnell wurde.

Auch die Zeichen wirbelten vor meinen Augen, liefen ineinander über, nahmen verschiedene Farben an und wurden zu einem grellen Muster, das alles überdeckte.

Jemand stieß mich hart an. Ich wurde zur Seite gedrückt und sah den Eisernen Engel, der aus seiner Erstarrung erwacht war, aber nicht mehr die Kraft besaß, sich auf den Beinen zu halten. Deshalb stürzte er schwer zu Boden. »Pack es, John!« keuchte er. »Pack es. Das ist das Rad der Zeit. Es ist gefährlich. Du musst es...«

Mehr konnte er nicht sagen, es war auch nicht nötig, denn das Rad stand plötzlich still. Ohne dass von meiner Seite aus etwas geschehen war, hatte es angehalten. Natürlich dachte ich an die

Worte des Eisernen Engels, und natürlich waren sie für mich von ungemein großer Wichtigkeit, aber ich sah auch meinen Freund Mandra Korab, der zwischen die Speichen und die Ränder des Rads eingeklemmt war, sich nicht rühren konnte und auf seine Befreiung wartete. Er hatte Vorrang. Ich legte den einen Schritt zurück, erreichte das Rad, sah die Zeichen jetzt aus der Nähe und hatte plötzlich die Hoffnung, mehr über sie zu erfahren.

Aber zuvor war Mandra an der Reihe. Es bereitete mir Mühe, und ich musste Kraft einsetzen, um seine verklemmten und erstarrten Finger zu lösen. Bei den Füßen gelang es mir besser. Er kam frei!

Sich von allein auf den Beinen halten, konnte er nicht. Deshalb stützte ich ihn ab, hörte seinen pfeifenden Atem, der normalerweise Anlass zur Besorgnis gegeben hätte, doch in diesem Fall war ich froh, dass mein indischer Freund überhaupt atmete.

Ich schlepppte ihn zur Seite, wollte ihn ablegen, um mich um das Rad zu kümmern, als ich hinter mir eine Stimme vernahm, die mich ansprach.

»John Sinclair!«

Sie sprach nicht laut, aber so, dass ich sie hören konnte. Ich ließ Mandra zu Boden gleiten, drehte mich um und sah ihn vor mir. Es war Guywano! Er sah haargenau so aus wie bei unserer ersten Begegnung. Ich hatte das Gefühl, wieder auf der Erde zu sein und ihn vor uns stehen zu sehen, aber wir befanden uns in Aibon, in einer Welt, die von ihm allein regiert wurde. Hier war er stärker!

Wir starrten uns an. Seine Haare wehten. Sie standen im krassen Gegensatz zu dem Gesicht und den kaum zu erkennenden Augen, die mich blass und feindselig anschauten. Dieser Blick war schlimm. Fast noch schlimmer jedoch waren die beiden Waffen in seinen Händen. Die letzten Dolche!

Wir hatten sie gesucht, jetzt sah ich sie vor mir, aber es stand längst nicht fest, dass ich sie auch bekommen würde.

»So sehen wir uns wieder«, erwiderte ich.

Er nickte. »Sicher, ich habe darauf gewartet. Damals, das war erst der Anfang. Hier und heute geht es weiter. Ich will deinen Tod, Geisterjäger!«

»Weshalb?«

»Du hast die ehernen Gesetze dieser Welt gebrochen. Wer einmal, ohne gerufen zu werden, Aibon betritt, wird es nie wieder verlassen. Er bleibt für alle Ewigkeiten der Gefangene des Landes. So wird es auch mit dir sein. Der Wind des Landes Aibon soll deine Asche in alle Richtungen verwehen und sie quer durch die Dimensionen tragen.«

»Beweist du so deine Dankbarkeit?« fragte ich gegen.

»Wieso dankbar?«

Ich begann zu lachen. »Es ist doch klar, Guywano. Oder hätte ich dich bei unserer ersten Begegnung etwa nicht töten können?«

»Möglich...«

»Doch, ich hätte es tun können. Ich tat es nicht, ich ließ dich am Leben. Jetzt kannst du dich revanchieren.«

Der Druidenfürst schüttelte den Kopf. »Nein, Sinclair, nicht auf diese Art und Weise. Es war dein Pech, dass du es nicht getan hast. Damals war ich schwächer, heute zeige ich dir meine Stärke. Ich will Aibon zum größten überhaupt aufbauen, und du bist mir ebenso im Wege wie deine Freunde.«

»Da gibt es noch andere«, erklärte ich. »Denk an den roten Ryan. Ich glaube nicht, dass du ihn zu dienen Freunden zählen darfst.«

»Auch er wird daran glauben müssen. Sein Elfenheer wird bald unter meiner Knute stehen und sich krümmen, wenn ich die Mordpeitsche schwinge.« Nach dieser Antwort war mir klar, dass Guywano tatsächlich kein Pardon kennen würde. Dann eben Kampf.

Auf den Eisernen Engel konnte ich mich nicht verlassen. Er lebte zwar, doch die Berührung mit dem außergewöhnlichen Rad hatte ihm

die Kräfte geraubt. Auf ihn konnte ich mich nicht verlassen, ebenso wenig wie auf Mandra Korab, der mehr tot als lebendig war und dessen röchelndes Luftholen unseren Dialog schaurig untermalte. Was war zu tun?

Der Bumerang war meine einzige Chance. Nur musste ich schneller als Guywano sein. Meine rechte Hand fiel auf die silberne Banane, wie ich sie immer nannte.

Gleichzeitig hob Guywano die Arme, um die Dolche zu schleudern. Was dann geschah, lief blitzschnell ab, obwohl es mir zeitverzögert vorkam... Derjenige, der seine Waffen in den Händen hält, ist immer schneller als der, der sie noch ziehen muss. Das kannte ich aus der Theorie und musste es nun leider in der Praxis erleben.

Ich hatte meinen Bumerang kaum zur Hälfte aus dem Gürtel gezogen, als die Arme des Druidenfürsten nach unten rasten, um die Dolche zu schleudern. Wie Raketen mit langen, glühenden Spitzen verließen sie seine Fäuste und jagten auf mich zu. Konnte ich ausweichen? Nein, sie würden mich treffen. Zumindest einer von ihnen erwischte mich, und ich wusste wirklich nicht, wie ich mich verhalten sollte. Ich sah noch Myxin am Rand der Mulde erscheinen, und er schlich schräg im Rücken des Druidenfürsten näher. Danach überstürzten sich die Ereignisse. Ich selbst konnte mich nicht mehr retten, dafür griff ein anderes Wesen ein.

Es war der Trooping Fairies! Und er startete. Schnell wie der Blitz war er. Zusammen mit dem Pferd hatte er sich in Bewegung gesetzt und jagte von der Seite her genau in die Wurfbahn der beiden Dolche. Sie trafen!

Nicht mich, sondern das Elfenwesen und auch dessen herrliches Pferd. Voll jagten sie in die Gestalt hinein, und auch im Leib des Pferdes verschwand dieser magische Dolch bis zu seinem Griff. Ich vernahm den irren Wutschrei des Druiden, achtete aber nicht auf ihn, sondern sprang vor, weil ich mich um meinen Lebensretter kümmern

wollte. Noch saß er auf dem Pferd. Als ich zuschnappte, griff er zur rechten Seite hin, und gleichzeitig brach auch das so prächtige Tier vor meinen Augen zusammen.

Ich wollte die Gestalt auffangen, und sie wäre mir auch direkt in die Arme gefallen, hätte nicht die Kraft des tödlichen Dolchs mir einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Mein Griff umklammerte nicht mehr einen Körper, sondern einen verwehenden Schatten, der, als er mir durch die Hände glitt, in einer grünen Flammenwolke aufging und verbrannte. Das gleiche geschah mit dem Pferd in Sekundenschnelle, ich konnte kaum so rasch reagieren, wie es passierte, aber es war noch etwas heil geblieben. Die beiden Dolche! Diese tödlichen und gefährlichen Waffen lagen vor meinen Fußspitzen, so dass ich mich nur zu bücken brauchte, um sie aufzuheben. Ich tat es automatisch, während Guywano plötzlich in die Luft stieg wie das berühmte Zigarettenmännchen.

Nur war er nicht lustig. Ein furchtbarer Schrei löste sich aus seinem Maul, und sein Gesicht änderte sich von einem Augenblick zum anderen. Eine weiße, fast strahlende Skelettfratze schaute auf uns nieder und strahlte einen mörderischen Hass ab.

Ich wollte wieder nach meinem Bumerang fassen, als der Sturm aus dem Nichts hervortobte. Soeben bekam ich noch die Dolche in die Hände, dann wurde ich gepackt und weggeschleudert. Ich befand mich plötzlich in der Luft, sah meine Freunde ebenfalls um mich herumfliegen und rechnete damit, von Guywanos grausamen Händen vernichtet zu werden.

Statt dessen vernahm ich eine bekannte Stimme, deren Worte sich aus dem Sturmgebrüll formten.

»Hatte ich dir nicht von Shakespeare berichtet, John Sinclair? Er kannte mich, nur hat er mir einen anderen Namen in seinem Stück gegeben. Denke daran, erinnere dich an Ariel, den Luftgeist, den Herrscher über Sturm und Wind, der auch dich zum Ziel getragen hat

und dich nun zusammen mit deinen Freunden auf die magische Brücke schleudern wird. Ihr könnt Aibon verlassen, aber vieles bleibt ungeklärt. Denke an das Rad. Es wird noch einmal große Bedeutung für dich gewinnen. Das Rad der Zeit...«

Ich hörte die Worte, sie manifestierten sich in meinem Gehirn, und ich war sicher, dass ich sie nie in meinem Leben vergessen würde. Nicht einmal »Danke« konnte ich dem roten Ryan, alias Ariel, noch zurufen, denn Aibon blieb zurück, und die mir bekannteren Flammenden Steine lagen vor uns.

Karas Magie hatte gehalten. Wir waren sicher aus der Welt der Legenden zurückgekehrt...

Zwei waren untröstlich.

Erstens der Eiserne Engel und zweitens Mandra Korab, denn er hatte erfahren müssen, dass es nur noch zwei Dolche gab. Die anderen waren von dem Eisernen zerstört worden. Doch kein Wort des Vorwurfs drang über die Lippen des erschöpften Mannes. Im Gegenteil, Mandra bedankte sich bei uns allen für das, was wir getan hatten.

»Ohne euch wäre ich verloren gewesen.«

Ich winkte ab und schaute auf meine Freunde. Wir saßen in der Blockhütte zusammen. Natürlich war vieles im Dunkel zurückgeblieben, trotzdem wollte ich etwas wissen.

»Mandra«, wandte ich mich an den Inder. »Du hast das Rad der Zeit unfreiwillig erlebt. Ich habe die Zeichen dort gesehen, die auch auf meinem Kreuz abgebildet waren. Was hat es damit auf sich?«

Mandras Augen fixierten mich. Er richtete seine Blicke auch auf Myxin und Kara, die ihn ebenso gespannt anschauten wie der Eiserne Engel. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, John, ich kann es nicht sagen.« Ich war irritiert.

»Wieso?«

Er holte tief Luft. »Ich möchte es nicht sagen. Nur soviel. Wenn man das Rad der Zeit nach rechts dreht, gelangt man, ich möchte sagen, in die Zukunft. Dreht man es nach links, dann kommt derjenige in die Vergangenheit.«

»Und du warst...«

»In der Zukunft.«

»Dann hast du ja...« Ich sprang auf.

Mandra hob beide Hände und drehte mir die Innenflächen zu.

»John, ich möchte es nicht sagen. Die Zeit ist noch nicht reif. Ich... will dich nicht belasten...«

Wir alle schwiegen, weil uns einfach die richtigen Worte für eine Frage fehlten. Schließlich erkundigte ich mich: »War es tatsächlich so schlimm?«

Der Inder stand auf und ging zur Tür. »Vielleicht sogar noch schlimmer«, murmelte er, blieb im offenen Rechteck stehen und schaute hinein in die Sonnenstrahlen...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 300 »Sieben Dolche für den Teufel«, und folgende

[2] Siehe John Sinclair Nr. 347 »Satans Mädchenfänger«

[3] Siehe John Sinclair Nr. 301 »Druiden-Rache«